

Beltz' Bogen-Lesebuch

*

Schlesische Heimat

Heft 2



Verlag von Julius Beltz in Langensalza · 1925

Bearbeiter: W. Schremmer und
R. Schwierskott / Umschlag-
zeichnung von Hugo Bantau

I n h a l t s a n g a b e

Überschrift:	Verfasser:	Seite
--------------	------------	-------

6a und b. Schlesiſche Sagen.

Das Männlein mit dem Hute	R. Kühnau	1
Die Hummelſrau	Mar Kloſe	1
Der goldene Stollen	Frieben	3
Die Geiſter im Zobtenberge	Zug. Kaſtner	5
Buſchmännlein und Holzweiblein	L. Haupt	7
Der Nachſchmied in Görlitz	L. Haupt	8
Das verſunkene Schloß in Oberſchleſien	Georg Hyckel	9
Kunigunde vom Rynaſt	Heide Erner	11
Die Abendburg	Robert Sabel	13
Rübezahl und der Wettermacher	R. Kühnau	13
Die drei Altväter auf der Rynsburg	R. Kühnau	14
Der Name Dirsdorf	Nimptscher Sagenbüchlein	15
Die goldene Ziegel	Nimptscher Sagenbüchlein	15
Grufelfagen	Wilh. Schremmer	15
Die Hahnträhe	Heide Erner	18
Der ſteinerne Kopf am Dom zu Breslau	Robert Sabel	20
Das Geſpenſt von Goldberg	Frieben	23
Die zwei Lilien am Wunzenteiche	Heide Erner	25
Kasperl und Annerl	J. von Eichendorff	28
Der Berggeiſt	R. Kühnau	31

7a und b. D Schläſing, du mein Heemtetand.

Rübezahl	Erniſt Schenke	33
Der Lautenſpieler	Joſeph Klapper	33
Der Unglücksſtein	Joſeph Klapper	34
Am hohen Fall	Hedwig Loewig	35
Im Schneeſturm	Karl Hauptmann	37
Johannisabend in den Bergen	Wilh. Schremmer	39
Das geſtorbene Tal	Konrad Schwierskott	41
Die Heuſcheuer	Wilhelm Schremmer	43
Der Vogel Greif	Heide Erner	44
Der Zutaßberg	Karl v. Holtei	48
Die Quartmannla vom Zutaßberge	Erniſt Schenke	49
Polenzeit	Konrad Schwierskott	52
Eine Grubenfabrt	Erich Weijand	53
An der Oder	Margarete Reichel-Karſten	56
Über dem Häuſermeer	Paul Keller	57
Wie Breslau gegründet wurde	Konrad Schwierskott	58
Der Findling	Wilhelm Schremmer	60
Oberrigt	Volksreim	62
Ärnttelied	Karl von Holtei	62
Drachſlegellied	Karl Klings	63
Kirmes	Volksreim aus dem Tſergebirge	64
Weihnachtſlied	Volkslied	64

Überschrift:	Verfasser:	Seite
8a und b. Schlesische Volksschauspiele.		
Adventspiel	Vogt, Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes	65
1. Christkindspiel	Aus Johndorf bei Wartha	69
2. Christkindspiel	Aus dem Liebauer Tal, Patschovsky in den Mittheilung der schles. Gesellschaft für Volkskunde 1897	74
Herodespiel	Aus dem Eulengebirge	78
Das Glaser Sommer- und Winterspiel	Amst, Volkslieder der Grafschaft Glatz	82
Der schlesische Spinnabend	Oskar Scholz, Mittheilung der Schles. Ges. f. Volkskunde	86
9a und b. Sitte und Brauch.		
Schlische Feste	August Lichter	97
Das Tob austreiben	P. Drechsler, Sitte, Brauch und der Volksglaube in Schlesien	98
Oberschlesische Sitten und Gebräuche zur Saatzeit bei der Ernte	Schlesische Provinzialblätter 1865	100
Hahn schlagen	Wilhelm Schremmer	102
Johannisfeuer	Wilo vom Walde	105
Das Erntekranzlied	Wilb. Schremmer, Mittheilungen d. Schles. Ges. f. Volkskunde 1923	105
Kirmes	Ischampel	106
Fastnacht		106
Glücks- und Unglückstage, besondere Tage	Patschovsky, Aus dem Liebauer Tal 1897	106
Besondere Begebenheiten im Laufe des Jahres:		
Die Bettelmusikanten kommen		107
Der Leiermann		107
Um Martini		107
Rockengehen		107
Kindestaufe, Kindeserziehung		107
Spiele		108
Besprechungsformeln		108
Hochzeitsgebräuche in Preussisch-Schlesien:	Schles. Provinzialblätter 1865	108
Hochzeitsbräuche		109
Tod		110
Gestirne		110
Handwerksbräuche	Mittheilung d. Schles. Ges. für Volkskunde 1897	110
Der Alp	Mittheilung d. Schles. Ges. für Volkskunde 1897	111
Schutz- und Schadmittel für Haus und Hof	Mittheilung d. Schles. Ges. für Volkskunde	112
Um die Weihnachtszeit	Schles. Provinzialblätter 1864	112
Karfreitag und Ostern, Pfingsten	Schles. Provinzialblätter 1864	115
Rockengänge und Lichtenabende	P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube, Schlesien	116

Überschrift:	Verfasser:	Seite
Sitte und Brauch bei der Viehhaltung	Mitteilung der schles. Gesellschaft für Volkskunde 1902	118
Die Pfingstschuene	Mitteilung der schles. Gesellschaft für Volkskunde 1902	121
Absonderliche Sitten und Gebräuche des ober-schles. Volkes		122
Der Mensch und sein ländlicher Haushalt		123
Begräbnis	H. Kelling, Mitteilung der schles. Gesellschaft für Volkskunde 1902	124
Hochzeitstanz	P. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien	124
Ortsnecereien	P. Drechsler, Oberschlesien 1902	126

10. Schlesiſche Volkslieder.

Des Ritters Tod	Hoffmann v. Fallersleben-Richter, Schles. Volkslieder	129
Die schöne Hannele	Hoffmann-Richter, Schles. Volkslieder	130
Schön ist die Jugend — sie kommt nicht mehr	Wilhelm Schrenner, Volkslieder aus dem Eulengebirge	132
Anschuldiger Tod eines Knaben	Hoffmann-Richter, Schles. Volkslieder	132
Krieg bei Ratibor	Roger, Volkslieder der Oberschlesier	133
Der gute Kamerad	Wilh. Schrenner, Volkslieder aus dem Eulengebirge	134
Freiheitslied	Wilh. Schrenner, Volkslieder aus dem Eulengebirge	134
Ewig getrennt	Roger, Volkslieder der Oberschlesier	135
Nur sie ist tot	Roger, Volkslieder der Oberschlesier	135
Ach, Blümlein blau	Hoffmann v. Fallersleben-Richter, Schles. Volkslieder	136
Der letzte Dank	Roger, Volkslieder der Oberschlesier	136
Der kleine, geplagte Mann	Wilh. Schrenner, Volkslieder aus dem Eulengebirge	137
Was alles die Gans trägt	Hoffmann v. Fallersleben-Richter, Schlesiſche Volkslieder	138
Ranon	Wilh. Schrenner, Volkslieder aus dem Eulengebirge	138
Wenn die Karnis wad sein	Wilh. Schrenner, Volkslieder aus dem Eulengebirge	139
Wiegenlied	Hoffmann v. Fallersleben-Richter, Schles. Volkslieder	139
Alles ist vergänglich	Hoffmann-Richter, Schles. Volkslieder	139
Es sangen drei Engel	Hoffmann-Richter, Schles. Volkslieder	140
Kiela wedow	Volkslieder aus dem Eulengebirge	140

Überschrift:	Verfasser:	Seite
Spottlied der Hüttejungen Schäfers Leid und Freude	Volkslieder aus dem Eulengebirge Hoffmann-Richter, Schles. Volks- lieder	140 141
Schäferlied	Wilh. Schrenner, Volkslieder aus dem Eulengebirge	141
Bergmannslied	Wilh. Schrenner, Volkslieder aus dem Eulengebirge	142
Der Schneider Jahrestag	Hoffmann-Richter, Schles. Volks- lieder	142
Die Leineweber	Hoffmann-Richter, Schles. Volks- lieder	143
Antritt der Wanderjahre	Hoffmann-Richter, Schles. Volks- lieder	144
Weihnachtslied	Hoffmann-Richter, Schles. Volks- lieder	144

* * *



Hugo Bantau

Schlesische Sagen

Das Männlein mit dem Hute

Auf einem Felde bei Gurschdorf säete einmal ein Landmann, namens Tamme, Lein. Da kam ein kleiner Mann, der blieb vor ihm stehen und sprach: „Ihr säet wohl Lein?“ „Ja,“ antwortete Tamme. „Jetzt ist keine gute Stunde,“ erwiderte das Männlein, „Ihr könnt zwar machen, was Ihr wollt, aber ich sage Euch, höret auf zu säen. Ich will nur eine kleine Strecke weiter gehen; achtet darauf! Wenn ich unter dem Kobelsberge sein werde, will ich stehen bleiben und warten, bis die böse Stunde vorüber ist. Sobald ich aber mit dem Hute schwenkte, könnt Ihr zu säen fortfahren.“ Hierauf blieb es eine Weile stehen und schwenkte dann den Hut. Nun entfernte sich das Männlein. Unter dem Kobelsberge angekommen, säete erst Tamme weiter. In einigen Wochen zeigte es sich, daß auf den Beeten, die er später besäet hatte, wunderschöner Flachs wuchs, während auf den andern Beeten, die er vor der Ankunft des Männleins besäet, Unkraut wucherte.

R. Kühnau

Die Hummelfrau

Eines Nachts war ein armer Holzhacker in den Wald hinausgeeilt, um seinen hungernden Kindern Speise herbeizuschaffen. Als er an den Hummel gekommen war, kam die Hummelfrau ihm entgegen. Sie trug in der aufgehobenen Rechten einen goldenen Dolch, in der herabhängenden Linken einen Schlüsselbund und war mit einem langen, weißen Gewande bekleidet.

Zuerst fühlte der Holzhacker Furcht; als er aber das traurige Gesicht der schönen Frau sah, verwandelte sich seine Furcht in

herzliches Mitleid. Die Burgfrau schritt dicht an seine Seite und sagte ihm mit milder Stimme die leisen Worte: „Du hast ein gutes Herz und fühlst Mitleid mit meiner hilflosen, verzauberten Lage. Deshalb darf ich zu dir sprechen und dich bitten, mich zu erlösen. Ich bin die Hummelfrau, die ihren Gatten ermordete, und schleiche deshalb seit hundert Jahren ruhelos in der Mitternachtsstunde umher. Morgen gehen die sieben Tage zu Ende, in denen ich erlöst werden kann; geschieht es bis morgen zum ersten Hahnenschrei nicht, so muß ich wieder hundert Jahre ruhelos wallen, ehe mir wieder sieben Tage zur Erlösung gewährt sind. Willst du mich erlösen?“

Der Holzhacker gelobte der Hummelfrau, ihrem Wunsche nachzukommen; denn sie hatte ihn mit ihrer Schönheit und ihrer milden Stimme so bezaubert, daß er nicht nur seine Kinder, sondern die ganze Welt vergaß.

Die Hummelfrau gab dem Manne ihren Dolch und gebot ihm, am folgenden Morgen auf dieselbe Stelle zu kommen. „Ich werde dir aber,“ so sprach sie, „nicht wie heut erscheinen, sondern in eine wütende Schlange verwandelt sein, die einen Schlüsselbund im Rachen hat und auf dich zustürzt.“ „Das macht nichts aus!“ sagte der Holzhacker, und die Hummelfrau gebot, die Schlange zu erschlagen und ihr die Schlüssel aus dem Rachen zu reißen.

Der Holzhacker eilte heim und begab sich am frühesten Morgen wieder an jene Stelle im Walde. Es währte nicht lange, da kam die Hummelschlange in weiten Windungen herangewälzt und bäumte sich hoch auf. Als der Holzhacker das Ungeheuer erblickte, war sein ganzer Mut erloschen; er warf den Dolch auf die Erde und lief davon. Da mußte die Hummelfrau noch einmal hundert Jahre ruhelos umherwallen.

Aber als die hundert Jahre vorüber waren, ist sie durch einen Mann, der größeren Mut hatte, erlöst worden. Der tötete die riesengroße Schlange und entriß ihr den Schlüsselbund. Raumbatte er die Schlange mit dem Dolche erstochen, da schlug eine Flamme aus ihrem Rachen und verzehrte den häßlichen Schlangentleib; aus der Asche aber flog ein schneeweißes Täubchen zum Himmel; das war die Seele der erlösten Hummelfrau.

Mit den Schlüsseln, die der mutige Mann der Schlange entrißen hatte, öffnete er den Hummelfeller und fand darin ungeheure Schätze. Er wußte nicht, was er zuerst von den blinkenden Reichtümern ergreifen sollte. Er entschloß sich endlich für Edelsteine und goldene Tannzapfen, die in mächtigen Haufen aufgeschüttet waren. Als er aus dem Keller mit seiner Bürde heraustrat, bemerkte er, daß er die Zauberschlüssel vergessen hatte. Da wollte er sie holen; aber er fand nirgends den Eingang mehr. Der Schatzkeller hatte sich geschlossen, und er mußte sich mit seiner Last begnügen. Davon wurde er so reich, daß er sich viel Land und viele Häuser kaufen konnte.

Der goldene Stollen

Vor ein paar hundert Jahren ist's gewesen, da haben drei Männer drunten in Welschland dem Teufel ihre Seelen versprochen, wenn er sie mit einem Male so reich mache, daß ihnen nichts mehr zu wünschen übrig bliebe. Nun, der Teufel ist in dieser Hinsicht kein Knauser. Wenn er ein paar Menschenseelen bekommen kann, ist er die Freigebigkeit selber. Er packte also die drei Männlein, ehe sie sich's versahen, am Kragen und führte sie wie ein Sturmwind durch die Lüfte nach Norden, und da, wo die Hohe Menze ihre lange Nase aus dem Glazer Waldgebirge hervorstreckt, ließ er sich mit ihnen nieder. Gerade vor den Eingang einer Höhle kamen sie zu sitzen.

„Da drinnen,“ sprach der Teufel, auf das finstere Loch zeigend, „ist mehr an Gold und Edelsteinen, als ihr in tausend Jahren heraustragen könnt. Suchet, so werdet ihr finden! Die schwarze Kunst versteht ihr ja, und mehr braucht's nicht. Auf Wiedersehen in der Hölle!“

Und fort war der Teufel.

Die drei Männer aber krochen in die Höhle hinein, machten sich ein Feuer an und brieten einen schwarzen Hammel, den ihnen der Fürst der Hölle zur Zehrung zurückgelassen hatte. Dann ging die Beschwörung los.

Der erste zog eine kohlschwarze Kerze aus der Tasche und zündete sie an.

Der zweite legte ein großes schwarzes Buch mit feuerrotem Schnitt auf einen pultartig vorstoßenden Felsvorsprung und las daraus beim Scheine der schwarzen Kerze allerhand unheimliches Zeug.

Der dritte aber klopfte bei gewissen Stellen der Vorlesung oder Beschwörung mit einem schwarzen Stabe, der aussah wie eine gefrorne Schlange, an die Felsen der Höhle: tapp-tapp-tapp!

Und als der erste lange genug geleuchtet, der zweite lange genug gelesen und der dritte lange genug geklopft hatte, da gab's auf einmal einen Krach, als wenn der Berg einstürze, und siehe da! an der Stelle, wo der dritte so beharrlich geklopft hatte, war die Felswand gesprungen von unten bis oben, und hinter dem Risse ward eine starke eiserne Tür sichtbar.

Nun waren sie so weit wie vorher. Neues Leuchten, neues Beschwören, neues Klopfen. Da sprang auch die Tür auf und ließ einen langen, langen Gang sehen, der durch eine zweite Eisentür abgeschlossen war. Wieder Leuchten, Lesen, Klopfen. Da aber schrakn die drei Beschwörer auf einmal zusammen.

Hinter der Tür heulte ein Hund in so gräßlicher Weise, wie man noch nie einen Hund heulen gehört hat. Dann sprang auch diese Tür auf, und man erblickte den Heulenden: es war ein Hund, so groß wie ein Ochse. Seine Augen glühten wie Kohlen, und zur

Nase heraus blies er ganze Wolken von Schwefeldampf. Der Mann mit der Kerze und der mit dem Buche sanken in die Knie, der dritte aber rührte das Untier mit seinem Stabe an, da erstarrte es und streckte alle Viere von sich. Die Augen glühten nicht mehr, es kam kein giftiger Dampf mehr aus der Nase, kurz, das Tier lag wie tot.

Raum aber, daß es hingefunken war, ging eine dritte Eisentür ganz von selber auf, und die Welschen standen wie versteinert an ihrer Schwelle. So was von Pracht und Glanz hatten sie trotz ihrer Geldgier nicht einmal ahnen können: eine weite, hohe Halle, viel größer als die größte Kirche, mit Wänden aus purem Golde und Verzierungen, aus den herrlichsten Edelsteinen zusammengesetzt. Und alle diese Steine leuchteten wie Sonnen, so daß man kein anderes Licht brauchte. An den Wänden aber hingen kostbare Decken aus Seide und Sammet und Teppiche aus Smyrna und Brussa. Der Tür gegenüber war ein prächtiger Thronstuhl mit einer hohen Rückenlehne aus rotem Sammet. Darin saß ein uralter Mann von riesenhafter Gestalt mit schneeweißem, langem Barte und schlief. Auf seinem Haupte funkelte eine goldene Krone, und in der Hand hielt er ein Zepter, das nur so von Diamanten blitzte. Ringsum aber lag auf Teppichen und Polstern der Hofstaat, kleine, feine Fräulein, in kostbare Stoffe gekleidet, und bärtige Gnomen mit alten Gesichtern und hohen Mützen, an denen Edelsteine wie Sterne schimmerten. Alles Gerät, was sie wahrnehmen konnten, war aus eitel Gold; und selbst der Staub im Kehrichtwinkel war Gold, und irgendwo ausgebrochene Edelsteine schimmerten darin.

Das alles aber übersahen die welschen Männer in einem Augenblicke, aber des Schauens wegen waren sie nicht hierhergekommen. Sie rafften vielmehr zusammen, was sie erhaschen konnten, stopften alle Taschen voll goldenen Rehrichth und verließen die Höhle eiligst; denn sie fürchteten, der Berggeist könne erwachen und sie in irgend etwas verwandeln.

Das erste Eisentor krachte hinter ihnen zu, daß es nur so schütterte, ebenso das zweite, und sogleich fing der große Hund an wieder so fürchterlich zu heulen, daß den Männern vor Schreck die Beine einknickten. Schnell sahen sie, daß sie auch die dritte Tür hinter sich brachten. Im Gange her aber kam's schon wie Sturmwind und hat auch die zugeschlagen, daß der Berg erzitterte und dem letzten das Ende des Mantels eingeklemmt wurde.

„Helft, helft, ihr Brüder!“ rief er in Todesangst, „der Berggeist hat mich am Zipfel!“

Er ließ den Mantel fallen, und es war die höchste Zeit; denn schon fuhr der Felsen wieder zusammen und erfaßte seine schwarzen Locken. Wieder riß er sich los, daß ihm der Kopf blutete und ein ganzer Busch Haare in den Steinen hängen blieb.

„Hinaus! hinaus!“ war die Lösung.

Vor dem Stollen brachen alle drei ohnmächtig zusammen. Wie lange sie gelegen, wußte keiner zu sagen; aber als sie erwachten, fühlten sie sich um Jahre gealtert, ganz gebrochen und zerschlagen. Auch ihre Haare waren schneeweiß geworden. Der eine hatte einen Stuhl, der andere einen Fußschemel, der dritte einen Stiefelknecht von reinstem Golde erbeutet, den vielen Goldstaub in den Taschen gar nicht gerechnet. Aber sie freuten sich ihrer Schätze nicht.

Was galt ihnen das bißchen Gold, das sie wegschleppten, nachdem sie des Berggeistes unermesslichen Reichthum gesehen hatten!

Aber hinabgestiegen, um noch mehr zu holen, wären sie auch nicht mehr — um nichts in der Welt. Sie hatten genug von den Schrecknissen des Berges, die sie bis an ihr Lebensende in ihren Träumen verfolgten.

Kurz nach ihrer Heimkehr sind sie in Italien gestorben, ohne noch einmal des Lebens froh geworden zu sein. Doch als die lachenden Erben kamen und die goldenen Schätze abholen wollten, zerfielen sie zu Staub und Asche.

Die Höhle aber, die man den goldenen Stollen nennt, wird heute noch gezeigt. Sie liegt nicht allzuweit von Bad Reinerz in der Grafschaft Glax.

Frieden

Die Geister im Zobtenberge

Vor mehr als zwei Jahrhunderten lebte im Dörflein Schönburg ein gar frommer und erleuchteter Mann, Johannes Beer, gebürtig aus Schweidnitz. Der schien zwar einfältig vor der Welt; denn er verachtete ihren Hochmut und gelehrten Kram und hatte Geld und Ehre im Stiche gelassen, um in stiller, beschaulicher Einsamkeit der unbekanntenen Weisheit nachzuforschen. Aber hier war ihm große Einsicht und Gewalt zuteil geworden, also, daß es ihm verstattet war, in die Gräfte der Berge einzugehen, des verschlossenen Gutes sich zu bemächtigen und den Geistern zu predigen. Doch ihm genügte mit dieser Wissenschaft nicht, und er sehnte sich, immer tiefer in die Geheimnisse einzudringen. Deshalb gedachte er, in einer dunklen Höhle des nachbarlichen Zobtenberges, der zu den Zeiten der abgöttischen Heiden der Berg des Schweigens genannt war, seinen Wohnplatz zu nehmen und dort nach der Weise der Einsamen des Morgenlandes seinen Forschungen ungestört nachzuhängen.

Wie er nun eines Tages an dem Fuße desselben umherschlich, gelangte er unversehens in eine große Höhle, die unabsehlich tief in den Berg hineinging. Raum war er aber etliche Schritte darin, als ihm ein heftiger Wind entgegenkam und ein gewaltiges Brausen in der Tiefe sich hören ließ, daß ihn Schauer und Entsetzen ergriff. Er merkte hieran, daß eine wunderbare Macht diese Höhle bewachte und ging heraus, um sich noch eine Zeitlang durch Beschauung und Gebet zu seinem Vorhaben zu rüsten.

Nach Verlauf dieser Zeit trat er seinen Weg von neuem an und gelangte abermals an den Eingang der Höhle. Zwischen steinernen Wänden, wo die Fahrt bald hoch, bald niedrig, bald weit, bald eng ward, zog sich ein Gang kreuzweis herum, der zuletzt in einen ebenen und geraden Gang endigte. Alles war still und öde; selbst seinen Fußtritt hörte der fromme Mann nicht. Kein Wind blies ihm entgegen. Aber von ferne schimmerte ihm ein seltsames Licht. Jetzt wendete sich der Gang, und auf einmal stand der Wanderer an einer hohen Thür, aus der durch eine runde Glasscheibe das schaurige Licht schimmerte. Mutig klopfte der Wundermann an die Thür, und als er das dritte Mal anschlug, da rasselten die Flügel auseinander. Und siehe! Da saßen an einem runden Tische drei lange, magere Männer in schwarzen Gewändern, auf den Köpfen Hüte, wie sie vor uralten Zeiten im Brauch waren. Mit ihren hohlen Augen starrten sie einer den anderen unverwandt an und zitterten; aber des Fremdlings schienen sie nicht zu achten. Vor ihnen lag auf dem Tische ein großes Buch, in schwarzem Samt mit goldenen Buckeln beschlagen. Ein mattes Flämmchen schwebte in der Mitte der Gruft. Mit unerschrockenem Sinne schreitet unser Gottesmann über die Schwelle, steht stille und spricht: „Friede sei mit euch!“ Und die Männer antworten mit hohlen Stimmen: „Hier ist kein Friede!“ Zum andernmal sprach er: „Friede sei mit euch im Namen des Herrn!“ Sie zitterten und sprachen mit schwächerer Stimme: „Hier ist kein Friede!“ Und als er näher an den Tisch trat und zum dritten Male den Gruß aussprach, da verstummten sie.

Lange herrschte ein totes Schweigen. Da erhob sich einer der Männer, nahm das große Buch und legte es dem Fremdlinge vor. Es hatte zum Titel die Worte: Das Buch des Gehorsams. „Wem gehorcht ihr?“ fragte der Wundermann. Sie antworteten nicht. „Wer seid ihr?“ — „Wir kennen uns nicht.“ — „Was macht ihr an diesem Orte?“ — „Wir harren des großen Gerichts.“ — „Ist es noch fern?“ — „Wir wissen's nicht.“ — „Was habt ihr bezogen?“ — „Sieh dort zu!“ — Damit zeigten sie auf einen Vorhang, der in der Tiefe der Gruft hing. Kühn nahte sich der Fremdling und zog den Vorhang auseinander. Weh! Da lagen Totenschädel und Gebeine hoch aufgetürmt und drüber und drunter Waffen und Geschmeide und viele Tonnen mit Gold und Schätzen. Und die Männer zitterten. „Nimm diese Schätze mit dir,“ sprach der eine, „so sind wir erlöst.“ — „Ich nehme sie nicht,“ versetzte der Gottesmann. — „Nimm die Hälfte mit dir,“ sprach der andere, „so sind wir erlöst.“ — „Ich nehme sie nicht,“ beharrte jener. — „Rühre sie an!“ rief der dritte, „so sind wir selig.“ — Aber der Fremdling sprach mit festem Sinn: „Ich rühre sie nicht an.“ — „Ihr Geister! Was sagt das Buch?“ sprach der eine. — Und ein anderer schlug das schwarze Buch auf und las also: „Die letzten Geister des Berges sollen erlöst sein, wenn der Bösewicht ihren

Schatz ganz und ungeteilt hebt und ein frommer Mann ihn verschmäht.“

Und plötzlich fuhr ein saufender Wind durch die Höhle, und eine gräßliche Schlucht spaltete sich hinter dem Vorhange, durch die der Sturm die ganzen Schätze davonführte. Wo er hinausgefahren war, da stürzte der Fels zusammen, und ein finsternes Gesträuch ward zum Wahrzeichen, daß hier der böse Geist ausgefahren war. Der Gottesmann aber befand sich unter freiem Himmel fern vom Berge, über dem ein lichter Schein aufging, wie wenn die Morgensonne herüberstrahlte. Es war Nacht, und die silberne Mondsichel leuchtete ihm auf seinem Wege in die friedliche Hütte. —

Wenn man von der Abendseite her an den Fuß des Jobtenberges kommt und sich dann gegen Mitternacht zu wendet, trifft man noch heute auf ein dichtes, verschlungenes Gesträuch, das sich einen großen Fleck am Berge hinanlehnt. Soweit man hinblicken kann, sieht man Wolche und Nattern umherschleichen, und ein Modergeruch wie aus langverschlossenen Grüften scheucht den Vorwitzigen zurück. Neun Schritte umher wächst kein Gras, und kein Vogel mag in dem Gesträuche nisten. Drohend hängt ein bemooster Felsklumpen drüber her. Das ist die Stelle, an der die seltsame Begebenheit geschah.

August Kastner

Buschmännlein und Holzweiblein

Bei Görlitz in den Königshainer Bergen wohnten ehemals die sogenannten Buschmännchen, in Gestalt, Sprache und Kleidung ganz den Menschen ähnlich, nur viel kleiner und winziger. Ganz so waren ihre Kinder, ihr Vieh und ihr Hausgeräte, alles wie bei den Menschen, aber hundertmal kleiner. Es waren kleine freundliche Leuten, die niemandem etwas zuleide taten, im Gegenteil den Menschen wohlthaten. Nach irdischer Speise waren sie sehr begierig. Wer ihnen die gab, dem schenkten sie ganze Hände voll Laub dafür, und das Laub verwandelte sich dann in glänzende Taler.

Leider waren sie aber sehr zart gebaut, und als die Glocken eingeführt wurden, konnten sie den Schall nicht vertragen, kamen seltener und immer seltener und blieben endlich ganz weg. Zuletzt waren nur noch zwei übrig, die im letzten Hause am Ende des Dorfes wohnten, sich aber nur selten sehen ließen. Einst erschien das Männchen wehklagend und weinend und schrie: „Hipelpipel ist gestorben, Hipelpipel ist gestorben!“ Hierauf ist er verschwunden und niemals wiedergekommen. Wahrscheinlich hat er mit dem sonderbaren Namen sein Weibchen gemeint.

Auf dem Heidelberge bei Königshain hat es ehemals viele Holzweiblein gegeben. Sie sind nicht größer gewesen als kleine Kinder, mit schönen, langen, gelben, krausen Haaren. Die hat der böse Feind immer umhergejagt, und sie haben nicht eher Ruhe finden

können, bis sie zu einem Baumstocke gekommen. Da hat denn der Holzhauer gerufen: „Das walte Gott!“, ehe er den Baum umgeschlagen, und dann hat sie der böse Feind in Ruhe lassen müssen. Eines Tages in harter Winterzeit ist ein solches Holzweiblein zu dem Bauer, dem der Berg gehörte, in die Stube gekommen und hat sich dort den ganzen Winter über aufgehalten, und die Leute haben ihr zu essen gegeben. Bei Anfang des nächsten Frühjahrs ist aber ein zweites solches Weiblein an das Fenster des Hauses gekommen, wo das erste in der Stube saß, und hat hineingerufen: „Deuto! Deuto!“ Wie das Holzweiblein drinnen das gehört hat, ist es weinend und jammernd fortgegangen und niemals wieder gekommen.

L. Haupt

Der Nachtschmied in Görlitz

In Görlitz lebte einst ein Schmied, der war sehr fleißig und geschickt und deshalb geachtet und gesucht; nur stand er in dem Rufe, auf Kirche und Glauben nicht viel zu halten. Lange lebte er unbescholten, bis einst ein Knecht zu ihm kam, baumstark, rothaarig, einäugig und lahm, der aber durch Gehorsam, Genügsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit sich bei ihm einschmeichelte, so daß er ihn als seinen Gesellen aufnahm. Ja, er wurde ihm bald unentbehrlich, indem er alle Arbeit ganz allein in unglaublich kurzer Zeit verrichtete. Da des Meisters Gegenwart in der Werkstätte überflüssig erschien, ergab er sich der Untätigkeit, dem Spiele und dem Trunke. Zulezt brachte die Arbeit des fleißigen Knechtes kaum so viel ein, als der Meister durchbrachte.

Eines Abends spät kam ein Junker in schwarzer Tracht, auf schwarzem Rosse, ein schwarzes Barett mit roter Hahnsfeder auf dem Kopfe, vor die Schmiede geritten. Der bestellte ein eisernes Gitter um eine Gruft für einen sehr hohen Preis, verlangte aber, daß es unbedingt bis Mitternacht des dritten Tages fertig sein müßte; dafür wollte er die Hälfte vorausbezahlen. Halb trunken vom Gelage lacht der Meister zuversichtlich: „Dafür will ich wohl Leib und Seele verpfänden, daß zur Zeit alles fertig sein wird.“ Der Junker aber erwidert: „Wenn Ihr das tut, wird Euch der vierfache Preis zuteil werden.“ Von Habsucht geblendet, unterschreibt der Meister mit seinem Blute die Bedingung und sieht mit Erstaunen das Gold richtig bezahlt vor sich liegen. Doch der Junker ist verschwunden.

Der Leichtsinrige vergißt bald, was geschehen ist, und kehrt zum Gelage zurück. Am Morgen erzählt er seinem Knechte die Sache und heißt ihn sogleich ans Werk gehen. Dieser lacht höhnlisch: „Das hättet Ihr getrost an einem Vormittage zu liefern Euch verpflichten können.“ Völlig beruhigt geht der Meister weg und verpraßt das im voraus empfangene Geld. Erst am dritten Nachmittage

fällt ihm ein, nach der Arbeit zu sehen. Er eilt in die Werkstatt; das Gitter ist bis auf einen einzigen Ring fertig; aber der Knecht ist verschwunden. Eiligst geht er selbst an den Ambos, um den fehlenden Ring zu ergänzen; aber vergeblich müht er sich. Alles Eisen, das der Hammer berührt, springt unter seinen Händen entzwei. Da merkt er, daß der Hölle Macht im Spiele ist. Entsetzt faßt ihn und treibt ihn bald von der trostlosen, hoffnungslosen Arbeit hinweg, bald mit verzweifelter Anstrengung wieder hin.

Der Knecht ist für immer verschwunden. Mitternacht erscheint. Mit dem ersten Glockenschlage öffnet sich die Erde und verschlingt den Meister, der jetzt dem Teufel verfallen ist. Seitdem ist er verdammt, so lange zu schmieden, bis der fehlende Ring am Gitter sein wird. Menschliche Macht aber kann ihn nicht erlösen; denn so oft Vorwitzige oder Fromme den fehlenden Ring am Gitter ersehen, verschwand er von selbst in der Nacht, oder die Leute hatten keine Ruhe, bis der Ring wieder abgenommen war, wie es noch vor kurzer Zeit einem Schmiedegesellen namens Wende ergangen ist.

Darum muß der Schmied unter der Erde schmieden, und allnächtlich hören die Bewohner des Obermarktes, besonders des Hauses in der nordwestlichen Ecke, wo er gewohnt hat, sein Hämmern, bald in ruhigem, abgemessenem Takte, bald wieder in raschen, ungestümen Schlägen, wenn ihn über der Arbeit die Verzweiflung bemeistert. Zwar haben in neuerer Zeit Leute, die alles besser wissen wollen, in unterirdischen Gewässern die Ursache des dumpfen hämmernenden Geräusches finden wollen; aber man weiß, was man von solchen Sachen zu halten hat. Der Name des Schmiedes soll Volprecht gewesen sein.

2. Haupt

Das versunkene Schloß in Oberschlesien

Bei dem Städtchen Oberglogau liegen „die Erlen“. Das Flachland, das die Stadt umgibt, ist an einer Stelle unterbrochen durch eine tiefe Einsenkung. In der Mitte derselben liegt ein Sumpf. Wegen der großen Feuchtigkeit ist das ganze Gelände mit Erlen bewachsen. Und daher rührt der Name. Es sieht aus, als sei aus einem Brett von riesenhafter mächtiger Hand ein Stück herausgehoben worden.

Du fragst, wie diese Vertiefung entstanden ist? Hör nur, was der Volksmund erzählt!

Früher stand dort, wo jetzt unbetretbares Sumpfland sich ausbreitet, ein prächtiges Schloß. In rauschenden Festen und Vergnügen hatte der Bestzer sein Vermögen verpraßt und war soweit gesunken, daß er sich am Eigentum Fremder vergrieff. Der vorbeireisende Kaufherr sowohl als auch der arme Scholar waren nicht sicher vor ihm. Und bald blieb jeder Wanderer angstvoll der Gegend fern.

Ein armes Bäuerlein, das mit dem Erlös einer verkauften Kuh arglos heimwärts zog, fiel ihm auch zum Opfer. Aus dunklem Hinterhalte überfiel es der Ritter und beraubte es seiner Habe. Und als das Bäuerlein sich zur Wehr setzte, machte ein Schwertstreich seinem Leben ein Ende.

Da lag der arme Mann nun tot im Grase, und die durstige Erde trank sein rotes Blut. Der Räuber aber zog fröhlich heim.

In banger Sorge hatte des Bauern Weib auf seine Rückkehr gewartet. Doch als es Abend wurde und er nicht kam, machte sie sich in angstvoller Unruhe auf, ihn zu suchen. In der Nähe des Schlosses fand sie ihn, tot in seinem Blute und aller Habe beraubt.

Da wußte sie, wer der Täter war. Dort oben saß er mit seinen Genossen in den prachtvoll geschmückten Zimmern. Und das Jubeln und Lachen der frechen Räuber drang tief in den Wald bis zum Ruheplatz des Toten. Es klang, als wollten sie den Toten auslachen und die Frau verhöhnen in ihrem Schmerz.

Da faßte namenlose Wut die Frau. Und mit gräulichen Verwünschungen rief sie: „Möge der Fluch euch treffen, verruchte Mörder, und ihr mit euren Sünden in die Hölle versinken!“

Raum war das grause Wort verklungen, da fing die Erde an zu beben. Die Mauern und Türme, eben noch stolz und kühn, fingen an zu wanken. Die Erde öffnete sich, und der Schlund nahm das ganze Gebäude auf nebst den Bewohnern, dem Ritter und seinen Spießgesellen . . . Und nichts war mehr zu sehen von dem stattlichen Herrensitze.

Nur nachts in stiller Stunde hörte man lange Zeit aus der Tiefe Johlen, Lärmen und Schreien. Das waren die Unholde, die nicht Ruhe finden konnten.

Es war natürlich, daß der Weg, der unten am Rande der Talsohle hinführte, von jung und alt gemieden wurde. Jeder fürchtete sich. Und doch ist er so schön! Alles atmet Stille und Frieden. Die Erlen spenden kühlen Schatten, das Gras ladet zum Ruhen ein, und ein Quell spendet frischen Trunk. Es ist das „Brünndel“. In seiner Nähe breitete eine mächtige Erle weithin ihre Zweige aus. Ein prächtiger Platz zum Ruhen und Träumen!

Diesen Weg ging einst ein Jüngling. Der war aber nicht froh und sah nichts von der Herrlichkeit. Sein Herz war schwer von einem großen Leide. Und in seinem Kummer wollte er sich das Leben nehmen. Die Erle am „Brünndel“ schien ihm sehr geeignet zur Ausführung seines Vorhabens.

Schon hatte er den mitgebrachten Strick an einem Ast befestigt und eben wollte er sich die Schlinge um den Hals legen. Da erblickte er in dem Geäst die Gestalt der Gottesmutter mit dem Kindelein auf dem Arm, wie sie unter dem Namen „Mutter von der immerwährenden Hilfe“ bekannt ist, die Augen vorwurfsvoll auf ihn gerichtet. Erschrocken fiel da der Bursche zu Boden.

Als er aufstand und schau zu den Ästen und Zweigen emporblickte, war die Erscheinung verschwunden. Aber sie hatte einen unauslöschlichen Eindruck in seinem Herzen hinterlassen und ihm einen Weg gezeigt.

Voll Dankbarkeit trat der Jüngling in ein Kloster und widmete sein Leben ganz der Erretterin vom Tode.

Zur Erinnerung an diese Begebenheit wurde an dem Baume ein Bild der Gottesmutter aufgehängt, das später, als der Baum gefällt wurde, durch ein in der Nähe aufgestelltes Steindenkmal ersetzt worden ist.

In die „Erlen“ aber kam Ruhe. Und nichts stört heute mehr die Erholung suchenden Spaziergänger und die spielenden Kinder. Die böse Tat ist vergeben und der Fluch genommen für alle, alle Zeiten.

Georg Sydell

Runigunde vom Rynast

Als auf dem Rynast noch keine zerfallende Ruine, sondern eine stattliche Burg sich erhob, wohnte dort ein stolzes Edelfräulein. Sie war gar schön, aber kalten Herzens. Alle Freier wies sie mit spöttischen Worten ab; denn sie dachte: „Warum soll ich einem Manne mich beugen und Kinder aufziehen mir zur Plage? Nein, ich bleibe lieber allein als Herrin auf meiner schönen Burg!“

Aber trotz Runigundes Spott und Übermut nahm die Schar der Freier kein Ende, und das Burgfräulein sah wohl, daß es zumeist ihr Reichthum war, um den die Ritter warben. Da verhärtete sich ihr Herz, und sie tat den frevelnden Schwur: „Wer auf der steilen Burgmauer meinen Hof umreiten kann, der soll Herr auf dem Rynast werden.“

Das Wort der schönen Runigunde brachte manchem wackern Ritter den Tod. Denn die nach ihrem Golde strebten, zogen wohl von dannen, als es ums Leben ging; es kamen aber andere, die eine Ehre darin suchten, das Wagestück zu unternehmen.

Keiner bestand die Probe. Der Pfad auf der Mauer war schmal und steinig, und das erste Straucheln stürzte Roß und Reiter in den jähen Abgrund. Tausend Verwünschungen schollén aus dem Munde wehflagender Mütter, die ihre Söhne auf dem Rynast verloren hatten. Doch Runigunde sprengte ungerührt auf der hohen Zugbrücke über den Burggraben, worin die zerschmetterten Gebeine ihrer Opfer lagen.

Einmal waren drei junge Herren von Rosenberg nach dem Rynast gekommen und in heftiger Liebe zu dem schönen Edelfräulein entbrannt. Einer nach dem andern wagte den Ritt auf der Burgmauer, einer nach dem andern stürzte in die Tiefe hinab. Ein Schrei des Entsetzens ging durch das ganze Land. Jeder wehflagte um das blühende Leben der drei Brüder, und wilde Empörung gegen die schöne Runigunde wurde laut.

Der Weg zum Rynast blieb jetzt leer. Kein Freier stellte sich mehr ein, und die Burgherrin suchte mit den Freuden der Jagd sich die Zeit zu kürzen.

Als sie einst auf dem Söller saß und mit ihrem Falken spielte, sah sie im Glanz der Morgensonne einen Ritter auf dem Burgwege daherkommen. Froh begrüßte sie die Unterbrechung ihrer Einsamkeit und eilte hinab, um den Fremden zu empfangen. Ein ernster, hoher Mann trat ihr entgegen, und fast schüchtern fragte sie nach seinem Begehrt.

„Ich bin gekommen, um den Ritt auf der Burgmauer zu versuchen,“ sagte er, und Runigundes Herz durchfuhr ein jäher Schrecken. Sollte auch dieser sein Leben verlieren?

„Stärket Euch zuvor durch einen Imbiß, edler Herr!“ sprach sie nach einigem Stillschweigen und schritt dem Gaste voran in das Speisegemach.

Hier saß sie ihm lange gegenüber, betrachtete seine sanften Mienen und lauschte seinen ruhigen Worten, und er gefiel ihr immer mehr.

Endlich erhob sich der Ritter und rief nach seinem Knappen, daß er ihm das Roß zäume. Da begann in Runigundes Herzen ein wilder Kampf. Sollte sie den Mann bitten, von dem Ritte abzustehen? Sollte sie ihm sagen, daß sie auch ohne die tollkühne Probe sein Weib werden wolle? Doch der alte Stolz siegte über die junge Liebe, und schweigend stand sie dabei, als der Ritter sein Pferd bestieg.

Er lenkte es zur Mauer und ließ es den steilen Rand erklimmen. Noch war es Zeit, ihn zurückzurufen — doch Runigunde fand kein Wort.

Der Ritt begann, und mit brennenden Augen folgte das Fräulein jedem Tritt der Hufe. Das Roß schritt sicher auf dem schlimmen Wege, als sei es solchen Pfad gewöhnt. Mitunter blieb es stehen und wieherte hell; dann klopfte sein Herr sanft und freundlich den Hals des schönen Tieres.

Immer näher kamen sie dem Ziele, immer höher stieg die Freude in Runigundes Herz. Jetzt waren die letzten Schritte getan, Roß und Reiter standen wieder auf ebenem Boden. Mit lautem Jubelschrei eilte Runigunde dem Ritter entgegen — da hemmte sein kalter Blick ihren freudigen Schritt.

„Fräulein,“ begann er ernst, „ich danke Gott, der mir half, den kühnen Ritt zu bestehen. Ich hab ihn nicht gewagt, um Herr auf dem Rynast und Euer Gemahl zu werden. Nein, nimmer wollt ich Eure blutige Hand berühren! Mir blüht ein liebes Weib daheim im Thüringerlande, und Albert, Landgraf von Meißen, bin ich genannt. Euer freventlicher Wunsch ist erfüllt, die Probe ist bestanden. — Und nun wißt, daß Ihr nicht wert seid, eines braven Mannes Gattin zu werden, ehe Euer harter Sinn gewandelt ist. Geht in Euch und büßt die arge Schuld!“ Dann ritt er von dannen.

Was aus der stolzen Kunigunde geworden ist, weiß man nicht recht. Einige sagen, sie habe sich in der Verzweiflung von der Burgmauer herabgestürzt. Andere erzählen, sie habe den Rest ihres Lebens im Kloster verbracht.

Heide Exner

Die Abendburg

Die Abendburg, so sagen die Leute von Schreiberhau, ist einmal eines Königs Schloß gewesen, ward aber verwunschen und in wüßtes Gestein verwandelt. Zuweilen nur, je nach langem Raume, in Sanct Johannis heiliger Nacht, erscheint es wieder in alter Pracht. Aufgetan ist dann ein Thor, und wer eintritt, findet wohl Mulden voll Gold und bunten Edelsteinen. Aber man muß des Sonntags geboren und annoch unschuldig sein, sonst kann man den Schatz nicht heben, kriegt auch die entzauberte Abendburg nimmer zu schauen.

Die Mär vermeldet, in einer Johannisnacht sei eine arme Frau mit ihrem Kindlein zur Abendburg gekommen. Da hat sich der Fels verwandelt, und die Mutter, ihr Kindlein an der Hand, ist eingegangen in das strahlende Schloß und hat in den Gängen Gold gefunden, das von der Decke herabhing wie Tannenzapfen von den Nadelzweigen. Wie sie nun genug abgebrochen und zusammengerafft, ist sie enteilet und hat in der Hast ihres Kindleins vergessen. Draußen erst hat sie mit Schrecken sich umgewandt, es zu holen. Da ist ihr vor der Nase die Türe zugeschlagen und auf einmal die Abendburg wieder wüßter Fels gewesen, und drinnen war das Kindlein. Geweinet und sich das Haar geraufet hat die Mutter, auch vor Verzweiflung das Gold weggeworfen, weil das sie nicht glücklich machen konnte, nun ihr Kindlein verloren. Aber wie sie nach Jahresfrist zur Abendburg kommen ist, sich auszuweinen, hat sich der Felsen abermals zum Schlosse verwandelt, und siehe, drinnen an einem steinernen Tische sithet das Kindlein frisch und gesund, einen Apfel in der Hand, und winket lächelnd der Mutter, hereinzukommen. Diesmal hat die Mutter nicht nach den kalten Schätzen gegriffen, sondern nach dem lieben Kindlein. Ist mit ihm eilend zum Burgtor hinaus und hat das Wiedergefundene geherzet und geküßet. Der Apfel aber ist eitel Gold geworden, also, daß die Mutter von ihrer Armut fürder frei.

Robert Sabel

Rübezahl und der Wettermacher

Im Jahre 1654 hat sich auf dem Riesengebirge beim großen Teiche etwas Denkwürdiges zugetragen. Ein Vornehmer wollte in Begleitung mehrerer Standespersonen und ihrer Bedienten den Riesenberg (Schneekoppe) und die Teiche in Augenschein nehmen. Man hatte den Dienern vorher ernstlich eingeschärft, es solle sich keiner unterstehen, unterwegs beim Aufstiege aufs Gebirge



Waldgeist, den man insgemein den Rübzahl nennt, mit Spottreden zu reizen. Es könnte sonst leicht ein widerwärtiges Wetter entstehen. Während sie aufstiegen, war das Wetter schön hell und freundlich. Als aber die Diener, die dem Herrn in weitem Abstande nachfolgten, das Verbot vergaßen und den Berggeist mit Schimpfreden und unflätigen Namen boshaft angriffen, änderte sich der Himmel. Von Westen her stieg eine kleine Wolke auf, eine andere von Mittag her. Als nun die ganze Gesellschaft sich beim großen Teiche befand, schlossen sich die beiden Wolken zusammen und entluden sich in einem mächtigen Plakregen. Darauf folgte ein schreckliches Unwetter mit Blitz, Hagel und furchtbaren Donnerschlägen, so daß jeder um sein Leben bangte. Nach jedem Donner prasselte der Hagel nieder, die Berge erbebten, und in den Thälern brüllte der Widerhall. Blaß und ratlos standen alle, nur der Herr selber verlor den Mut nicht. Er faßte ein großes spanisches Kreuz in die Hand und hielt es den Blitzen und Donnerstreichen entgegen. Da fing das Gewitter an kreuzweis zu spielen und mit so gewaltigem Ungeßüm, daß die Berge schütterten. Dann schlug sich die Gewalt der zusammengetroffenen Winde in den großen Teich, bildete dort lange die Gestalt eines Kreuzes ab und verwandelte sich schließlich in eine Schlange, die in den Abgrund fuhr. Damit war die Gefahr beseitigt.

R. Kühnau

Die drei Altväter auf der Rynsburg

Im Siebenjährigen Kriege, als die Oesterreicher im Weistriktale und auf dessen Höhen festen Fuß gefaßt hatten, kam eine Gesellschaft von Offizieren auf die Rynsburg, um das Innere derselben genau zu besehen. Die Herrschaft war längst abgereist und hatte sich an einen sicheren Ort begeben; nur der Beamte mit seinen Leuten war zu Hause. Von diesem verlangten die Offiziere, er solle ihnen alle, aber ja alle Türen aufmachen. „Gern und willig soll dies geschehen,“ erwiderte der Verwalter; „aber einige Gemächer sind verschlossen, und zwar schon seit vielen Jahren; ich habe zu ihnen nicht die Schlüssel, und diese sind längst vermisst worden.“ „Auch diese müssen geöffnet werden; laßt den Schlosser kommen!“ gebot ein Offizier. Der Schlosser, den der Wächter sofort holte, kam bald mit einem Bunde Haken und Nachschlüsseln. Die Offiziere, welche sich unterdessen im anderen Teile des Schlosses umgesehen hatten, befahlen ihm, er solle im hinteren Teile der Burg die verschlossenen Türen aufmachen. Er ging ans Werk, und mit geschickter Hand gelang es ihm, einige rasch aufzuschließen. Jetzt kam er an eine schmale, eiserne Tür: er versuchte einige Schlüssel, und mit einem starken Schnapp sprang plötzlich und ihm selbst unvermutet das Schloß auf. Da trat er in ein kleines dunkles Zimmer; aber welcher Anblick überraschte ihn! Drei alte Männer in langen Kleidern,

denen ihre weißen Bärte die Brust bedeckten, saßen an einem Tische, auf dem ein großes Buch aufgeschlagen lag. Ihr Blick war auf den eintretenden Schlosser gerichtet. Dieser, sonst ein beherzter Mann, erschrak so sehr, daß er sich an allen Gliedern gelähmt fühlte. Der stiere Blick dieser drei Altväter war, wie er sich später auszudrücken pflegte, unmöglich noch einen Augenblick auszuhalten. Indessen faßte er sich, kehrte um aus dem Gemache, und krachend flog die Türe in ihr Schloß zurück. Da ergriff ihn Grausen und Entsetzen, er lief, was er konnte — und nichts vermochte ihn zu halten — aus der Burg hinaus, den Berg hinunter und seiner Wohnung zu. Einige Wochen mußte er das Bett hüten, ehe er sich wieder erholtete. Er ist nachher oft aufgefordert worden, im Beisein mehrerer jene Türe zu zeigen, hat aber solche nicht mehr gefunden und hat nur soviel angegeben, daß sie auf der Salsseite im hinteren Teile des Schlosses gewesen sei.

R. Kühnau

Der Name Dirsdorf

Der erste Ritter der Siedlung Dirsdorf (im Kreise Nimptsch) war reich und hatte zwei Söhne. Das Dorf aber hatte noch keinen Namen.

Kurz vor seinem Ende teilte der Ritter sein Vermögen und gab einem Sohne das Geld, dem andern das Dorf. Da er nicht mehr viel sprechen konnte, faßte er sein Testament kurz in die Worte: „Dir's Dorf — dir's Geld!“

So war der Name Dirsdorf da.

Nimptscher Sagenbüchlein

Die goldene Ziegel

„Der kluge Mann baut vor.“ Als in Rankau der Kirchturm gebaut wurde, war dort gute Zeit. Weise Männer der Gemeinde gaben den Rat: „Laßt uns einen goldenen Ziegel in die Mauern einfügen.“

Schlimme Zeiten werden kommen, Krieg und andere Plagen stürzen einmal die nachkommenden Geschlechter ins Elend.

Die Kirche mag in Trümmer fallen. Dann sollen die verarmten Menschen den goldenen Ziegel finden. Der Rat fand Beifall, und so wurde ein goldener Ziegel in den Turm hineingemauert.

Nimptscher Sagenbüchlein

Gruselsagen

Die alte Hilsen, die wohl schon nach dem Glauben der Kinder hundert Jahre alt ist, sitzt drin in der Stube und erzählt, was sie in ihrem Leben alles gesehen und erlebt hat. Ihren Stab in der Hand, schaut sie in die Ferne, als könnte sie durch alle Wände sehen. Starr, unheimlich blicken ihre Augen, unbeweglich ist ihr

Runzelgesicht. Ja, die alte Hilfen hat viel erlebt, die sieht bei Tag und bei Nacht mehr als alle Leute im Dorfe. Und doch haben sie alle gern, wenn es auch nicht ganz geheuer um ihr Häuslein ist.

Der Wind reißt an den Fensterläden. Die Nacht liegt schon draußen. Die Alte zieht ihr Tuch fester um die Schultern; die Kinder rücken enger zusammen. Sie wissen, daß es jetzt zu gruseln anfängt. Wie verheert hängen ihre Blicke an der Alten. Die letzten Geschichten sind immer zum Gruseln! Dann geht die Alte.

Die erzählt jetzt:

1.

Die Richterwiesen oben im Walde kennt ihr alle. Bei Tage seid ihr schon drüber gegangen. In der Nacht würdet ihr es alle nicht wagen. Denn da läuft der Mann ohne Kopf umher.

Das erstemal sah ich ihn als junges Mädchen. Ich diente drüben in Steinkunzendorf beim Pfarrbauer. Da schickt der Vater zu mir, daß die Mutter krank sei. Ich möchte doch bald herüberkommen. Ich ging nach dem Abendbrot, denn wir waren in der Ernte. Als ich am Hange war, kam der Mond durch die Wolken. Am Silberloche ging es vorbei. Da blieb alles still und ruhig. Ich lief lange, denn ich kam und kam nicht auf die Wiesen. Ich mußte mich geirrt haben. Doch endlich fand ich mich wieder zurecht. Da gehe ich über die Wiese. Schritte hallen hinter mir. Als ich mich umdrehe, gewahre ich nichts. Da sehe ich plötzlich den verwünschten Mann ohne Kopf. Unter dem Arme trägt er ihn. Da schreie ich und laufe, soviel ich nur kann. Der läuft hinter mir her. So stürze ich den Abhang hinab, er hinter mir her. Zum Müllmichwasser geht es.

Da ruft von der Straße her mein Vater, der mir entgegenkommt und sich über mein langes Ausbleiben ängstigt. Der Feuermann aber blieb verschwunden.

Ja, da wundert ihr euch, daß der Mann ohne Kopf herumläuft und Feuermann heißt. Er hat seinem Vater das Haus über dem Kopfe angezündet, und seitdem ist er verbannt, ohne Kopf umherzulaufen, bis ihn jemand erlöst. Der muß ihm den Kopf aus der Hand nehmen und drei Vaterunser beten. Bisher hat es niemand gewagt.

2.

Früher wohnten meine Eltern unten in Neudorf an der Peile. Da führt bei den Weiden ein schmaler Steg über das Wasser. Mittag sieht nun meine Mutter ein kleines, schwarzes Männchen auf dem Stege sitzen, das sich sein zottiges Haar kämmt. Es sieht zu spaßig aus, das Männchen, Rote Hosen hat es an, und vom langen Barte tropft das Wasser. Kleine Schilfpflanzen wachsen aus dem Barte. Meine Mutter geht hinab, um sich das Kerlchen anzusehen. Da beginnt der Steg zu schaukeln. Es schwankt Rand und Weide, und meine Mutter selig stürzt, von unsichtbarem Seil gezogen, in die Tiefe.

Glücklicherweise fischte gerade der Friebe im Wasser, kam auf das Geschrei mit dem Rahn sofort herbeifahren und zog die Jammernde heraus. Ein heißer Kampf war es. Denn das Männchen hielt die Ertrinkende fest. Der Friebe war der stärkste Mann im Dorf. Der Rahn begann zu schwanken; beinahe hätte ihn der Wasserkobold gepackt. Zum Glück stützte der Retter sein Ruder auf die nahe Erde, um mit beiden Händen zuzupacken. Da hatte er wieder Verbindung mit der festen Erde, der Wasserkobold verlor seine Kraft.

Es war der Wassermann. Der wohnt tief unten im Wasser. Herrlich ist sein Schloß. Es blitzt von Perlen und Geschmeide. Darin wohnt er mit seinem Weibe, der Wasserlisse. Die ist ganz hinterlistig. Die heult und klagt am Wasserrande; nähert sich ein Mensch, faßt sie zu und zerrt ihn in die kühle Flut. Ich habe sie oft heulen hören.

In jedem Wasser steckt der Wassermann und die Lisse, auch bei uns in jedem Brunnen, an der Walkmühle, im Mühlteiche, überall. Nur läßt der Wassermann sich bei uns jetzt selten sehen, da die Brunnen zugedeckt sind und die Teiche eingezäunt werden. Das kann er nicht ertragen. Auch ärgern ihn hier bei uns die hohen Berge. Da bleibt er lieber im Schlosse unten. Manchmal hängt er sich an den Pumpenschwengel. Er ärgert, wo er kann. Der alten Huppen ist er einmal aufgehuckt, weil sie heißes Wasser in den Brunnen gegossen hat. Da hat sie ihn bis nach Raschbach tragen müssen. Da ist sie zusammengebrochen und andern Tages gestorben. Ihr Kind, die kleine Anne, hat er in den Brunnen gezogen, als sie am Mittag bei der Leiter stand und ihrem Vater zuschaute, der das Rohr ausbessern wollte. Nie mehr hat man sie gefunden.

3.

Da trete ich vor Wochen vor mein Häuschen und sehe plötzlich die Hausotter vor der Türschwelle. Die spricht: „Rehre sofort um,“ und verschwunden ist sie. Vor einer Stunde hatte ich brandigen Geruch gemerkt, den ich nicht deuten konnte. Ich lief jetzt zur Platte. Da kochte die Suppe in Ruhe. Doch ich wußte von meinem Vater — Gott geb ihm seine Ruhe — daß die Hausotter die Menschen warnt. „Tu alles sofort, was sie verlangt,“ pflegte er immer zu sagen. So wandte ich mich hier- und dorthin, rannte wieder vor die Schwelle, um die Hausotter zu fragen. Doch sie war verschwunden. Da stieg ich die Treppe hinauf. Da wurde der brenzliche Geruch stärker. Ich stieg auf den Boden. Da brannte etwas Reifig. Ich holte, so schnell ich nur konnte, Wasser und löschte das Feuer. Eine Hausotter darf man nicht totschlagen, sonst ist das Glück des Hauses dahin.

Auf dem Otternsteine sah ich beim Beerenpflücken einmal den Otternkönig. Es war um die Mittagstunde. Eben schlug die Uhr zwölf. Ein herrliches Marmorschloß erhob sich vor mir. Ich stand

gebannt. Keinen Schritt konnte ich vorwärts oder rückwärts setzen. Auf einmal war alles verschwunden. Doch eine weiße Schlange kroch in das Gesträuch und trug ein Krönlein auf dem Kopfe.

Hätte ich zugegriffen, hätte ich einen Prinzen entzaubert und in einem herrlichen Schlosse wohnen und speisen können.

Alle Wünsche wären mir erfüllt worden. Nie mehr kommt die Gelegenheit wieder.

So ist es im Leben — — —

Wilhelm Schremmer

Die Hahnkrähe

Um's Ende der Kreuzzüge lebte in Breslau der Ritter Henzko mit seinem guten Weibe in Zufriedenheit und stillem Glück.

Da er aber vernahm, wie andere Ritter die Ungläubigen im Morgenlande bekriegten und glänzenden Ruhm gewannen, kam eine große Unruhe über ihn. Es litt ihn nicht länger daheim, und eines Tages faßte er sein Weib liebeich bei der Hand, indem er sprach: „Maria, es steht mir nicht an, daß ich zahm daheim sitze und meine Güter verwalte. Die ganze Christenheit durchhallt der Ruf, das heilige Grab den Feinden zu entreißen. Es ist Zeit, daß auch ich hinziehe und so für meine Seele Heil erwerbe. Lebe wohl! und verwahre unser Haus gut, bis ich zurückkehre!“

Dann schwang er sich auf sein Roß und ritt durch das griechische Kaiserreich, das jetzt die Türkei ist, bis an das Meer. Dort nahm ihn ein Schiff auf und führte ihn mit günstigem Winde in das heilige Land.

Viele Abenteuer begegneten ihm im Morgenlande, die er mit seinem blanken Schwerte mannhast bestand. Einst wurde er nebst mehreren andern Rittern in einen bösen Kampf verwickelt. Dreifach war die Zahl der Feinde; aber die christlichen Streiter schlugen wacker um sich, so daß gar viele Türkentöpfe mit runden Turbanen auf der Erde herumrollten. Dennoch mußten die Ritter der Überzahl erliegen. Henzko wurde gefangen genommen und zu schwerer Sklavenarbeit in ein Bergwerk geschleppt. Hier verlebte er traurige Tage, und die sehnenden Gedanken flogen oft nach der fernen Heimat, wo sein treues Weib vergeblich auf ihn harrte.

Maria hatte zwei Jahre lang zuversichtlich seine Rückkehr erwartet. Als diese Zeit verstrichen war und weder Henzko noch eine Botschaft von ihm nach Breslau gelangte, legte sich die Sorge wie ein schwerer Stein auf ihr Herz. Sie wollte an den Tod des Gemahls nicht glauben und wartete treulich Jahr um Jahr. Aber Einsamkeit und Trauer drückten sie sehr, und die Hoffnung schwand von Tag zu Tage.

Endlich, als sie zehnmahl hatte die Blätter von den Bäumen fallen und den weißen Winter kommen sehen, dachte Maria: „Mein Henzko ist sicher tot und kommt nimmer wieder.“ Die schlimme Ge-

wißheit war fast leichter zu ertragen als die stets getäuschte Hoffnung. Maria begann wieder teil am Leben zu nehmen, und schließlich sagte sie einem würdigen Manne die Hand zu; denn die Verwaltung ihrer Güter war für eine Frau zu schwierig. Der Hochzeitstag wurde festgesetzt und alles dazu vorbereitet.

In dieser Zeit bedrückten den gefangenen Ritter im fernen Morgenlande schwere Träume. Tags über sann er ihnen nach und wurde immer trauriger. Er hatte keine Hoffnung mehr, je in sein Vaterland zurückzukehren und wollte am Leben verzweifeln.

Als er eines Abends mit quälenden Gedanken eingeschlafen war und sich im Schummer unruhig hin- und herwarf, weckte ihn plötzlich das grelle Krähen eines Hahnes. Er fuhr in die Höhe und sah sich um. Im Winkel neben seinem Bette gewahrte er etwas wie ein gefiedertes Ungetüm, das von bläulichem Licht umstrahlt war. Es sprach aber mit menschlicher Stimme:

„Hör, tapftrer Ritter! morgen, wenn die Sonne am höchsten steht, hält Maria, dein Weib, mit einem andern Hochzeit. Was gibst du mir, wenn ich dich dazu hinführe?“

„Kannst du mich vor Sonnenaufgang in meine Heimat bringen?“ schrie Henzko. „Dann verlange, was du willst, und wenn es um meine arme Seele geht!“ „Topp, das gilt,“ sagte der Versucher, „noch vor dem ersten Hahnenschrei sollst du vor Breslaus Thoren sein. Steige nur auf meinen Rücken!“ Der Ritter fuhr hastig in seine Kleider. „Wenn du aber dein Versprechen nicht hältst und der Hahn den Morgen begrüßt, ehe ich daheim bin?“ fragte er bedächtiger. „Dann sollst du aller Verpflichtung ledig sein,“ sprach der Böse lachend. Henzko setzte sich auf das gefiederte Reittier; das Dach öffnete sich und — surr, ging der Flug in die Lüfte, daß dem Ritter die Sinne schwanden. Als er wieder erwachte, graute schon der Morgen. Unter ihm flogen die Felder, die Städte und Dörfer hin; er erkannte, daß er über seiner schlesischen Heimat schwebte. Undeutlich sah er die Türme und Häuser Breslaus vor sich liegen. Gerade auf das Nikolaitor ging die Fahrt zu. Schon senkte sich das Flügeltier mit ihm zur Erde herab. Henzko durchdrang es mit Freude und Schmerz. „O Heimat, o Weib!“ seufzte er, „um euch habe ich mein Seelenheil gegeben!“ Da plötzlich fiel der erste Sonnenstrahl auf das Kreuz des hohen Elisabeththurmes. In einem Gehöst am Wege krähte hell der Hahn — und aller nächtlicher Zauber war zunichte. Einen Wutschrei stieß der betrogene Teufel aus, schleuderte den Ritter von seinem Rücken und fuhr als stinkende Dampfwolke davon. Dem Geretteten hatten zwar bei dem Prall auf die Erde alle Rippen gekracht, doch merkte er bald, daß seine Glieder noch ganz waren. Froh erhob er sich und schritt, des Bündnisses mit dem Teufel ledig, voll Hoffnung in seine Vaterstadt hinein. Hier wurde der Totgeglaubte von seinem Weibe mit Jubel empfangen. Der überflüssige Bräutigam mußte sich mit guter Miene

darein schicken, daß Maria an Henzlos Seite zur Kirche schritt, um Gott zu danken für seine Rettung.

Zur Erinnerung an die wunderbare Begebenheit ließ der Ritter an der Stelle, wo er so unsanft und doch glücklich zur Erde kam, eine steinerne Säule errichten. Sie steht heute noch und wird die Hahnkrähe genannt. Die Bilder eines Hahnes und eines Ritters sind deutlich darauf zu erkennen; das übrige hat die Zeit verwischt.

Heide Erner

Der steinerne Kopf am Dom zu Breslau

An der Südseite des Breslauer Domes, an einem seitwärts angeblendeten Giebel, sieht man in ziemlicher Höhe eine fensterähnliche Nische. Aus dieser lugt ein steinerner Kopf hervor, der Ähnlichkeit mit dem eines schlafenden Jünglings hat. Was darüber erzählt wird, ist folgendes:

Einst lebte in Breslau ein sehr geschickter Goldschmied. Der nahm ein Mündel in die Lehre, dem Vater und Mutter gestorben waren.

Die Meisterleute hielten den elternlosen Knaben wie ihr eignes Kind. Aber der junge Lehrling war ein troziger, leichtsinniger Bursche. Er schien zu glauben, daß Lehrjahre schon Herrenjahre seien. Er hatte seine Augen mehr auf der Meisterstochter als auf seiner Arbeit.

Der Goldschmied machte dem jungen Manne die ernstesten Vorhaltungen und meinte, seine Tochter dürfe einstmals nur einem biederen, ehrbaren Manne die Hand reichen, der etwas Tüchtiges geworden sei; er solle sich alle törichten Gedanken aus dem Kopfe schlagen und sich mit Emsigkeit der Arbeit zuwenden.

Aber alles war in den Wind gesprochen. Es wurde eher noch schlimmer. Er wollte nur arbeiten, wann es ihm beliebte, ja er verweigerte dem Meister geradezu den Gehorsam.

Da sagte der Goldschmied einst in einer Aufwallung von Zorn zu dem Undankbaren, er solle sich aus dem Hause scheren. Wohl hatte der Meister diese harten Worte nicht ernst gemeint; denn er wußte sehr gut, daß ein Lehrling, der ohne Freibrief hinaus in die Welt trete, nirgends ein Unterkommen finden könne. Wer aber jene Worte ganz ernsthaft auffaßte, das war der Lehrling. Als der Abend kam, packte er sein Känzlel und begab sich, ohne von den Meisterleuten Abschied zu nehmen, auf die Wanderschaft. Er verließ sich auf seine Geschicklichkeit und auf sein Glück.

Aber überall, wohin er kam, sollte er seinen Gesellenbrief und seine Arbeitszeugnisse vorzeigen. Und weil er das nicht konnte, schenkte ihm niemand Vertrauen. Nirgends konnte er ein Unterkommen finden, und sein Nachtlager mußte er gar oft draußen im Walde aufschlagen.

Als er eines Morgens erwacht und im Dickicht einige Schritte vorwärtsgegangen war, standen auf einmal mehrere wild aussehende Männer vor ihm und fragten ihn barsch, wer er sei und was er hier wolle. Als sie hörten, daß er ein armer Bursche sei und nichts sein eigen nenne als leere Taschen und einen hungrigen Magen, da sagten sie: „Bleibe bei uns. Wir sind Straßenräuber und führen ein lustiges Leben.“

Und wirklich schloß er sich ihnen an.

Zwei Jahre führte er ein Räuberleben. Dann aber rührte sich sein Gewissen. Er fing an einzusehen, daß er den guten Meistersleuten im Breslau unrecht getan habe, und er hätte gerne gewußt, ob sie wohl noch am Leben seien. Das Räuberleben ekelte ihn an, und er nahm sich vor, bei der nächsten sich bietenden Gelegenheit zu entfliehen.

Diese Gelegenheit ließ nicht lange auf sich warten. Die Räuber hatten eines Tages einen langen und anstrengenden Marsch gemacht und waren abends todmüde. Aber Nacht aber mußte immer jemand Wache halten, und heute war an dem jungen Goldschmiede die Reihe.

Als die Räuber im tiefsten Schläfe lagen, machte er sich auf und davon.

Er floh aber nicht mit leeren Taschen, sondern packte von den erbeuteten Schätzen der Räuber zusammen, soviel er tragen konnte.

Die Flucht gelang. In einer kleinen Stadt kaufte er sich bessere Kleider und ein Pferd und ritt dann nach seiner Vaterstadt Breslau.

Sein erster Gang war zu seinem früheren Lehrherrn. „Nun,“ dachte er im stillen, „kann mir der Meister seine Tochter nicht mehr verweigern.“ Mit offenen Armen wurde er empfangen. Besonders die Meisterin freute sich über seine Ankunft. Mit gefalteten Händen und Tränen der Freude in den Augen hörte die biedere Goldschmiedsfrau seinen Erzählungen zu. An ihrer Seite saß die Tochter.

Auch der alte Goldschmied stand dabei, als der Neuangekommene seinen Reichtum vorzeigte und seine Lügen vorbrachte über die Glücksfälle, durch die er angeblich all seine Schätze erworben hatte.

Der Meister aber war mißtrauisch und verlangte Zeugnisse über die Jahre seiner Abwesenheit. Solche Papiere konnte der Zurückgekehrte aber nicht vorbringen. Er suchte den Goldschmied dadurch umzustimmen, daß er unablässig in seinem von Gold strotzenden Mantelsack herumwühlte.

Endlich riß dem braven Meister der Geduldsfaden, und er sagte: „Wenn du etwa glaubst, daß du mich durch dein Gold betören kannst, bist du im Irrtum! Mehr als jeder andere Mensch muß ein Goldschmied gefeit sein gegen den Satansglanz dieses verführerischen Metalls. An meinem Hab und Gut klebt kein ungerechter Heller. Und wenn du mir nicht jetzt auf der Stelle nachweist, daß du deine Goldstücke auf ehrliche Weise erworben hast, dann dulde ich dich samt deinen Schätzen nicht eine einzige Nacht unter meinem Dache!“

Da bemächtigte sich des jungen Hixkopfes eine solche Wut, daß er dem alten, ehrbaren Meister die schwersten Schimpfworte ins Gesicht schleuderte und dann wütend und zähneknirschend das Haus verließ.

Für den Augenblick wußte er nicht wohin. Da fiel ihm ein, daß der Domturmwächter ein Unverwandter von ihm sei. Er begab sich also nach der Domsinsel und fand bei dem Turmwächter wirklich eine Herberge.

Mittlerweile war die Nacht hereingebrochen. Es war eine Nacht mit einem Sturm und Unwetter, wie sie die Bewohner Breslaus noch nicht oft erlebt hatten. Darum blieb fast jedermann unter seinem Dache, und die Straßen und Gassen draußen waren wie ausgestorben. Die Verbrecher freilich hätten keine geeignetere Zeit für ihre schändlichen Taten finden können.

Und ein solcher Verbrecher schritt tatsächlich um Mitternacht dicht an den Häuserreihen hin. Er war aus dem Dome gekommen und kam unbemerkt bis zu dem Hause des Goldschmiedes. Dort erbrach er einen Laden, drückte dann behutsam die Scheiben eines Fensters ein, warf Stroh und Zunder in das Innere und schleuderte zuletzt eine brennende Lunte in den stillen Raum. Dann aber lief er schnell davon, so schnell ihn seine Beine zu tragen vermochten.

Eben hatte er den Dom erreicht und die große, schwere Thür hinter sich geschlossen, da ertönte schon die Sturmglocke durch die schauerliche Nacht und weckte und erschreckte die schlafenden Bürger. Aus den Fenstern des Goldschmiedhauses aber schlug die Lohe hervor. Der Sturmwind peitschte sie, und bald bäumte sich eine zügellose Flamme gegen den finsternen Nachthimmel empor. Von Haus zu Haus, von Straße zu Straße wälzte sich die feurige Schlange fort; alle Anstrengungen der Bürger erwiesen sich als ohnmächtig gegen das entfesselte Element!

Und der Brandstifter?

Der eilte, als er im Innern des Domes angekommen war, so schnell er konnte die Treppe hinauf und steckte seinen Kopf zu einer Luke hinaus, um sich an dem Anblick der Feuersbrunst zu weiden und seines Werkes zu freuen. Mit gieriger Wollust sog er den Rauch ein, der wie eine schwarze Wetterwolke den Dom einhüllte. Nicht einen Augenblick kam ihm die Reue, als er sah, wie die schreckliche Glut immer weiter und weiter um sich fraß und scheinbar die ganze Stadt in Asche legen wollte. Selbst nicht das ängstliche Hilferufen und Wehklagen der plötzlich obdachlos gewordenen unschuldigen Menschen rührte sein Herz! Sein Gesicht verzerrte sich zu einem schadenfrohen, böshaften Lachen.

Plötzlich überfiel ihn ein wunderliches, kaltes, ekelhaftes Grausen! Es kam ihm vor, als werde die Luke ihm zu eng oder als Schwelle sein Kopf immer mehr an! In der Angst wollte er seinen Kopf

zurückziehen — aber er vermochte es nicht! Immer enger und enger zog sich der steinerne Ring um seinen Hals zusammen. Dieser aber schwoll von dem Druck immer mehr und mehr an. In seiner rasenden Todesangst zerschlug sich der Unglückliche die Hände an der Mauer, die ihn gefangen hielt. Verzweiflungsvoll schrie er um Hilfe, und die Augen traten starr aus ihren Höhlen. Seine Hilferufe aber verhallten ungehört. Als aber am andern Tage sein Kopf von den Vorübergehenden bemerkt wurde und man zu Hilfe eilte, da war es zu spät. Der Verbrecher hatte sein Leben in einem grausen Erstickungstode enden müssen.

Der Sage nach gibt der steinerne Kopf am Dome die Gesichtszüge des Bösewichts getreulich wieder.

Robert Sabel

Das Gespenst von Goldberg

Es ist manchmal gut, wenn der Mensch mehr als eine schlimme Eigenheit hat; dann hält eine der andern das Gleichgewicht, oder die eine macht gar wieder gut, was die andere ins Unrecht gesetzt hat.

So war Herzog Boleslaus der Kahle von Liegnitz zunächst ein sehr jäher und ungeduldiger Herr. Schnell fällte er einen vernichtenden Urtheilspruch und kümmerte sich wenig darum, ob er gerecht oder ungerecht war. Hauptsache: die Geschichte war erledigt.

Einmal saß er mit in Goldberg zu Gericht über einen Bürger, den man wohl eines schweren Verbrechens beschuldigt, aber noch lange nicht überführt hatte. Die meisten hielten den Mann, den sie seit Jahren als bieder und rechtlich kannten, überhaupt für unschuldig und bemühten sich, seine Freisprechung zu erlangen. Dem Herzog aber dauerte die Geschichte schon viel zu lange, er hatte noch ein anderes wichtiges Geschäft vor und saß wie auf Nadeln. Da erhob er sich denn plötzlich und sagte, seiner Überzeugung nach sei der Mann dem Schwerte verfallen und noch vor Untergang der Sonne hinzurichten. Er erwarte schriftlichen Bescheid über die Vollstreckung des Urtheils, und damit stieg er zu Pferde und ritt von dannen.

Die Richter aber achteten die Gebote der Gerechtigkeit höher als den raschen Befehl des Fürsten und nahmen den Rechtsfall noch einmal gründlich durch. Und siehe, es stellte sich klipp und klar heraus, daß der Angeklagte völlig unschuldig war.

Was nun tun?

Der Herzog hatte bereits das Todesurteil gefällt, und man wußte, daß bei ihm trotz aller Vorstellungen keine Gnade für den Bürger zu erwarten stand. Was er befohlen hatte, mußte ausgeführt werden. Da blieb nur eins übrig: man ließ wie aus Versehen die Kerkerthür offen, und der Verurtheilte entfloh. Dem Herzog aber wurde berichtet, das Urtheil sei vollzogen.

Ein anderes Auskunftsmittel wußte man nicht und hielt eine Notlüge für weniger sündhaft als einen Mord von Rechts wegen.

Nach etlichen Jahren, als Gras über die Sache gewachsen zu sein schien, kam der so sehr geprüfte Mann wieder nach Goldberg zurück und nahm sein altes Geschäft wieder auf.

Da muß es das Schicksal haben wollen, daß der Herzog wieder einmal in Goldberg einreitet, und als er um eine Ecke biegt, steht plötzlich jener Bürger vor ihm, einen Stock in der Hand und eine Bütte auf dem Rücken, vor Schreck starr wie ein Toter und so farblos wie ein Gespenst. Denn wie konnte er anders meinen, als daß ihn der zornige Herzog zum zweitenmal verurtheilen würde.

Aber nun rettete ihn die zweite schlimme Eigenschaft des wunderlichen Herrn, sein lächerlicher Aberglaube.

Ebenso starr und farblos wie der Büttenmann war nämlich auch der Herzog. Mit einem Ruck hielt er das Pferd an und wagte sich nicht weiter. Wie eine Abellei kam es ihm an, und er schloß die Augen.

Diese Gelegenheit benutzte der Bürger und verschwand in einem Seitengäßchen; und als der Herzog die Augen wieder aufthat, war er nicht mehr da.

„Was war das?“ fragte Boleslaus seine Begleiter, die Rathsherrn von Goldberg. „Spuken hier die Geister am helllichten Tage? Mir dünkte, ich sah jenen Bürger vor mir stehen, den Ihr vor etlichen Jahren auf mein Geheiß mit dem Schwerte hingerichtet habt. Saht Ihr ihn nicht auch?“

„Gewiß sahen wir ihn,“ sprach einer der Rathsherrn, ein kurzer, stämmiger Mann mit klugen Augen und entschlossenen Gesichtszügen. „Wir sahen ihn, aber das ist uns nichts Neues. Seit die Knappen die tiefen Stollen in die Berge treiben, ist unsere Stadt selbst am hellen Tage vor Gespenstern und Erdgeistern nicht mehr sicher. Und der, den Ihr da vor Euch saht, steht einem alle Augenblicke wo im Wege; der scheint auf Erden noch etwas auszufechten zu haben. Man sagt, er sei unschuldig angeklagt gewesen und suche jetzt noch zu seinem Rechte zu kommen. Im übrigen aber tut er niemand etwas zuleide.“

Der Herzog sah aus wie einer, dem das Todesurteil verlesen wird. „Das Gespenst sucht niemand andern als mich, den ungerechten Richter,“ dachte er. „Da wird es Zeit, daß ich mich auf die Strümpfe mache, sonst dreht es mir gar den Hals um.“

Und kaum hatte er das letzte Wort des Rathsherrn vernommen, so riß er das Roß herum und sprengte zur Stadt hinaus, daß die Funken stoben.

Der kleine Rathsherr aber sah ihm ruhig lächelnd nach.

Boleslaus der Kahle ließ sich nie mehr in Goldberg sehen, und die Goldberger verlangten auch nicht nach ihm.

Die zwei Lilien am Wunzenteich

Bei Pfordten in der schlesischen Nieder-Lausitz liegt der Wunzenteich. Er hat etwa eine Viertelmeile im Umfange. In der Zeit zwischen Pfingsten und Johannis sieht man in der Mittagsstunde an manchen Tagen zwei schöne, weiße Lilien über dem See schweben. Sie senken sich immer weiter und weiter auf das Wasser herab, tauchen immer tiefer in die Fluten hinein, bis sie schließlich in den Wellen verschwinden. Die Bewohner jener Gegend aber erzählen über die Entstehung dieser Sage folgendes: Um das Jahr 500 nach der Völkerwanderung wohnten in der heutigen Niederlausitz die heidnischen Wenden. Aus dem deutschen Frankenlande aber kamen mutige, eifrige Glaubensboten, um unter den Heiden den christlichen Glauben zu predigen. Viele von den heidnischen Wenden ließen sich taufen und bekannnten sich zur Religion des Christengottes. Andre aber blieben verstockt. Zu diesen gehörte auch der mächtige Ritter Udo von den Wunzen. Dieser überfiel mit seiner wilden Rotte von Dienern und Knechten die christlichen Priester, wo er ihrer nur habhaft werden konnte, und verurteilte sie dann meist zu einem grausamen Tode. Da schickte der Frankenkönig einen Heerführer aus mit dem Befehle, den grausamen Ritter Udo unschädlich zu machen. Es kam nun zwar zu einem heftigen Kampfe; aber in den Sümpfen und in den dichten Wäldern der Lausitz fanden die wendischen Krieger gar prächtige Verstecke und Schlupfwinkel. Dahin konnten ihnen die Franken nicht folgen. So fiel zwar der Ritter Udo selbst nicht in ihre Hände, aber es gelang ihnen, seinen einzigen Sohn Adalbert gefangen zu nehmen. Als der fränkische Feldherr mit seinen Rittern und Gefangenen abgezogen war, kam Udo aus seinem Verstecke hervor und begab sich mit mehreren Heidenpriestern und einer Anzahl treuer Diener an den Wunzensee. Hier ließ er mitten in das Gesümpf an eine ganz unzugängliche Stelle eine Burg erbauen. Diese umgab er mit einem Erdwalle. Aber er ließ ringsherum auch einen Irrgarten anlegen. Nur der Teufel selbst kann ihm den Plan zu diesem Unternehmen eingegeben haben. Der Garten bestand nämlich aus dem dichtesten und undurchdringlichsten Gestrüpp und Gesträuch. Dieses wuchs nach und nach so hoch, daß man selbst die Burg nicht sehen konnte, wenn man auch nur zehn Schritte von ihr entfernt war. Dieser Irrgarten aber war von vielen schmalen Fußwegen durchzogen, die scheinbar alle nach der Burg hinführten. Aber die Wege zogen sich alle in unmerklichen Windungen zuletzt immer mehr von der Burg hinweg. Endlich aber wich der Erdboden unter den Füßen des arglos Dahergehenden, und plötzlich versank der Wanderer in den See. An dem Wege selbst war nichts Verdächtiges zu sehen. Mit großer, teuflischer Kunst hatte der böse Ritter die dünne Erdrinde des Weges über dem Abgrunde aufschichten lassen. Der Ritter Udo ließ, als der Garten fertig war, bekannt machen, daß er sich nun bekehren wolle. „Die

christlichen Glaubensboten," so ließ er verkünden, „haben freien Zutritt zu meiner Burg.“ Voller Freude eilte so mancher Priester jenem Rittersitze zu, um die heiligen Lehren des Christentums in jene festen, heidnischen Mauern hineinzutragen. Hoffnungsfreudig trugen ihn seine Füße, so vermeinte er, durch den dichten Burggarten auf eng verschlungenem Pfade dem harrenden Ritter entgegen — bis der Boden plötzlich unter seinen Füßen verschwand und er in der graujigen, nassen Tiefe seinen Tod fand. Wie viele treue, christliche Priester auf diese Weise zu Märtyrern geworden sind — wer weiß es? —

Udalbert aber, der gefangene Sohn des Ritters Udo, war einem fränkischen Ritter mit Namen Hans von Sährichen überwiesen worden. Er mußte hier die niederen Dienste eines Stallknechtes versehen.

Hans von Sährichen aber führte mit seiner Gemahlin Thusnelda und seiner Tochter Elfriede ein frommes, tugendhaftes Leben. Besonders zeichnete er sich aus durch eine milde, väterliche Behandlung seiner Dienstboten. Und auch Udalbert wurde gar nicht wie ein gefangener Feind oder wie ein niederer Knecht gehalten, sondern so behandelt, wie es das Gebot der Nächstenliebe vorschreibt.

Das tat Udalbert wohl; denn in seiner heidnischen Heimat war es Sitte, die gefangenen Feinde entweder durch einen grausamen Tod den Göttern zu opfern oder sie als niedere Sklaven zu verkaufen und einer tierischen Behandlung preiszugeben. Im stillen verglich er die christlichen Lehren mit den heidnischen, und eines Tages bat er seinen Herrn, ihn doch in der christlichen Religion unterweisen zu lassen. Voller Freude kam der Ritter dieser Bitte nach. Udalbert war ein gelehriger Schüler, und nach einiger Zeit war er so weit vorbereitet, daß er die Taufe empfangen konnte.

Da er auch in den ritterlichen Übungen, überhaupt in seinem ganzen Betragen, ein musterhafter junger Mann war, wurde er später sogar zum Ritter geschlagen und in die Gemeinschaft der fränkischen Ritter aufgenommen. Ja, Hans von Sährichen gab ihm seine Tochter Elfriede zur Gemahlin, und die Hochzeit wurde mit allem ritterlichen Glanze gefeiert.

Unterdessen hatte Udalberts Vater, der verstockte Ritter Udo, vergeblich auf die Rückkehr seines Sohnes gewartet. Die heidnischen Zauberer und Priester, die ihn umgaben, versicherten zwar, daß er noch lebe, aber sie setzten auch hinzu, daß er in großer Gefahr schwebte. Nun hatte aber der Ritter einen alten, treuen Diener, Namens Bodo. Diesem ging der Kummer seines Herrn schwer zu Herzen. Eines Tages trat er vor seinen Gebieter und bat: „Erlaubet mir, o Herr, daß ich ausziehe und Euern Sohn suche!“

Gern gab der Ritter hierzu seine Erlaubnis, und Bodo begab sich auf die Reise ins Frankenland. Es gelang ihm auch nach manchen Kreuz- und Querzügen, seinen jungen Herrn auszukundschaften.

Raum hatte er ihn gefunden, da sah er, daß er nicht nur eine Christin geheiratet hatte, sondern sogar selbst ein Christ geworden war. Zwar stellte er ihm vor, welchen Kummer er durch seine Handlungsweise seinem alten Vater bereiten werde und wie ihn auch deshalb der Zorn der beleidigten Götter treffen müsse. Allein Adalbert schilderte dem alten Diener die Seligkeit und den Segen des Christentums mit so beredten Worten, daß der alte Mann ausrief: „Herr, mein junger Herr, redet mir mehr von diesem Glauben; Eure Worte träufeln wie Balsam in mein Herz!“ Und siehe: als einige Tage verflossen waren, da wurde der alte Diener Bodo als neues Reiz dem Kranze der Gläubigen hinzugefügt. „Auch meinen Vater will ich belehren, und ungefäumt wollen wir die Reife antreten!“ rief Adalbert begeistert aus.

Wirklich machten sie sich auch am folgenden Tage auf den Weg: Adalbert, nebst seiner jungen, lieblichen Gemahlin Elfriede und dem Diener Bodo.

Sie gelangten glücklich bis in die Nähe des Wunzenteiches. Nun sprach der alte Diener Bodo: „Wartet hier! Ich will allein vorausgehen und den Ritter Udo, euern teuren Vater, vorbereiten auf eure Ankunft und ihm alles erzählen.

Alsdann will ich zurückkehren und euch hinführen zur Burg; denn ohne Führer ist der Weg zur Wohnung eures Vaters lebensgefährlich. Bodo machte sich auf den Weg und wurde sofort von dem alten Ritter Udo empfangen. Getreulich berichtete der Diener alles, was er erlebt hatte. Er verschwieg auch nicht, daß er selber das Christentum angenommen habe. Dabei redete er sich in eine solche Begeisterung hinein und schilderte die Erhabenheit des Jesuglaubens mit so hohem Eifer, daß er nicht merkte, wie die Gesichtszüge des alten Herrn sich immer mehr verfinsterten und seine Augen von wildem Zorn und Haß erglühten. Plötzlich sprang der Ritter von seinem Sitze auf, stürzte mit geballten Fäusten auf den Diener zu und schrie mit von Groll und Wut erstickter Stimme: „Clender! Und du wagst es, mir vor die Augen zu treten? Du erschreckst dich, meine Burg, die den alten Göttern geheiligt ist, zu entweihen durch deine nichtswürdige Gegenwart?“ Nun rief er zur Tür hinaus: „Auf! Bindet den Frevler an Händen und Füßen und werft ihn in das finsterste Burgverließ, wohin weder Licht noch Luft dringt!“ Sofort eilten die Schergen herbei und erfüllten den Befehl ihres Herrn. Unterdessen wartete Adalbert mit seiner Gemahlin sehnsüchtig auf die Rückkunft des Dieners Bodo. Aber er kam nicht. Endlich, nach langem Harren, erschien ein Knecht und sagte zu ihnen: „Der Ritter Udo von der Wunzen läßt euch bitten, bei ihm einzukehren, dort jener Weg führt am schnellsten zur Burg.“ Damit zeigte der Knecht auf den schmalen Pfad, der in den Irrgarten führte. Denn so hatte es der verblendete Ritter dem Knechte aufgetragen: er solle ihnen den Weg zum Irrgarten zeigen, um sie dem sichern Tode entgegenzutreiben. So böshaft und verstockt war sein heidnisches

Herz, daß er sogar zum Mörder an seinem einzigen Sohne und an seiner unschuldigen Schwiegertochter wurde. Von solch teuflischer Börsartigkeit hatten natürlich Udalbert und seine Gemahlin keine Ahnung. Voll freudiger, hoffnungsvoller Erregung, seinen Vater nun bald wiederzusehen und an sein Herz drücken zu können, nahm er seine Gemahlin bei der Hand und führte sie auf dem bezeichneten Pfade in den Irrgarten hinein. Schon hatte das Paar eine lange Strecke des verschlungenen Weges zurückgelegt, schon glaubten sie die väterliche Burg durch das Gesträuch hindurchschimmern zu sehen — als plötzlich der Boden unter ihren Füßen wankte, und ehe sie noch zur Besinnung kommen konnten, waren sie verschwunden und hatten in der Tiefe ihren Tod gefunden. Plötzlich aber verfinsterte sich der Himmel. Schwarze Gewitterwolken türmten sich am Horizonte auf, Blitze kreuzten sich, ein heftiger Donnerschlag ertönte, die Burg brannte über und über, und der Ritter Udo mit seinen Zauberern, Heidenpriestern und all seiner Dienerschaft fanden den Tod unter den rauchenden Trümmern. Noch heute sind einige Überreste von dieser Burg zu sehen. Auch die Erdwälle sind noch vorhanden und von tausendjährigen Eichen bewachsen. Am meisten aber wird doch unter den Bewohnern der Umgegend die Erinnerung an jene schauerliche Begebenheit wach gehalten durch die zwei Lilien auf dem Wunzenteiche.

Heide Erner

Rasperl und Annerl

Es waren einmal zwei Kinder, Rasperl und Annerl, die hatten einander sehr lieb. Die saßen einmal vor dem Hause und besahen schöne Bilder in einem großen Bilderbuche, das die Annerl mitgebracht hatte. Die Vögel sangen im Walde, und das Abendrot ging über die Berge vor ihnen. Auf dem Bilde war eine sehr schöne Gegend zu sehen, fruchtbare Auen, Flüsse, Dörfer und Schlösser, dahinter ein wunderbar gezacktes Gebirge mit einsamen Kapellen und Wäldern, an deren Saum eine Prozession mit bunten Fahnen dahinzog. Das Abendrot schien über das Bild, und wie sie es so mit rechtem Fleiße betrachteten, da fingen auf einmal die gemalten Bäume an leise zu rauschen, schöne, bunte Vögel flogen über die Landschaft, die Brunnlein glitzerten im Gebirge, die Fahnen wehten, sie hörten die Prozession aus weiter Ferne singen. Und ehe sich der Knabe noch besinnen konnte, sah er zu seinem Erstaunen auch das kleine Annschen schon mittendrin, sie winkte ihm fröhlich er faßte sich endlich ein Herz und sprang ihr nach; so liefen sie beide voller Freuden in das Buch und in die Landschaft hinein.

Als Rasperl einmal zurück sah, war ihr Haus und die Gegend, wo es stand, schon hinter ihnen verschwunden, von der Prozession hörten sie nur noch manchmal den Gesang herübertönen, die Sonne

war lange untergegangen, je weiter sie kamen, je einsamer und prächtiger wurde alles. Auf einmal, da sie eben durch einen Felsenbogen traten, erblickten sie ein himmelhohes Gebirge vor sich, daß es ihnen ordentlich den Atem verhielt. Auf dem höchsten Berge stand ein herrliches Schloß, das war von lauter Silber, mit Gold gedeckt. Vor dem Schloßthore aber saß eine wunderschöne Frau, die war über einer Harfe eingeschlummert. Aus ihren langen Locken und Gewändern kam ein prächtiger Mondenschein und beleuchtete die Alpen und die wundersamen Klüfte, Wälder und Abgründe ringsumher. Unten, wo die Strahlen nicht mehr hinlangen konnten, sahen sie kleine bucklige Männchen in der Dämmerung lustig von den Felsenzacken Purzelbäume schießen, von fern klang das Glöcklein eines Einsiedlers; ein Jäger, der sich verirrt hatte, stand auf dem Felsen gegenüber und gab zuweilen mit seinem Waldhorne Antwort. Oben aber am Schlosse weideten weiße Schäfchen auf den Abhängen, hoch vom Turme der Burg bliesen Engel auf silbernen Zinken wunderschön über die stillen Gründe.

„Das ist die Göttin Luna,“ sagte nun Annerl, auf die Frau vom Schlosse hinweisend. — „Kennst du sie denn?“ fragte Rasperl verwundert. — Sie lachte: „Du bist doch noch sehr dumm für dein Alter, bleib jetzt nur dicht bei mir, sonst verirrst du dich hier.“ — Rasperl aber sah nun einen alten, großen, geduckten Mann seitwärts am Wege sitzen, der hatte einen Sack voll prächtiger Äpfel umhängen. Da wurde er ganz genaschig, er wollte nur geschwind noch ein paar Äpfel auf dem Wege kaufen; wie er aber in den Sack hineinguckt, erwischt ihn der Mann schnell bei den Füßen, wippt ihn so hinein und schnürt den Sack über ihm fest zu. „Aha, nun hab' ich dich!“ sagte er und streckte zufrieden die Beine aus, um ein wenig auszuruhen. In der Angst und Finsternis arbeitete Rasperl wütend mit seinen Ellbogen in den Äpfeln herum. „Über seien Sie doch nicht so sackgrob, Sie erdrücken mich ja,“ wisperte da plötzlich ein feines Stimmchen neben ihm. — „Bist du's?“ fragte er leise. — „Jawohl,“ antwortete das Stimmchen, „ich bin auch gefangen und nage schon lange an dem Sacke, daß mir die Zähne wehtun. Jetzt ist der Alte eingeschlafen; hören Sie nur, wie er schnarcht. Sie haben so starke, dicke Finger, seien Sie doch so gütig und helfen Sie mir ein wenig reißen.“ — Es war ein allerliebsteß, kleinwinziges Mäuschchen, das so artig sprach. Rasperl riß nun ganz vorsichtig an dem Sacke, das Mäuschchen wischte hinaus, biß ihn ihm Fortspringen noch schelmisch in den Finger und verschlupfte dann schnell im Mondscheine, er hörte es noch fern zwischen den Steinen kichern. Jetzt froh er selber sacht hervor, steckte noch geschwind einen hübschen Äpfel in die Tasche und nahm dann eilig Reißaus. — Aber Gott weiß, der Alte mußte einen groben Felsenrock anhaben, denn Rasperl geriet auf einmal in ein verworrenes, ungebürstetes Gestrüpp, in der Eile hatte er den Weg verloren und war, anstatt herabzuklettern, an dem alten Rockärmel gerade hinaufgelaufen. Als er aber oben

stand, erstaunt! er erst recht! Da war der Morgen schon angebrochen, der Menschenfresser unter ihm war nichts anders als der alte, graue Fels vor seines Vaters Hause, und wo er das prächtige Schloß gesehen hatte und die wunderbaren Klüfte im Mondscheine, da lagen jetzt fahle, dicke Wolken übereinander und dehnten sich noch halb im Schlafe. Er sah die Schornsteine in seinem Dorfe rauchen, der Nachbar trat gähmend in die Thür. „Kiteriki!“ rief er, „Kasperl, du willst wohl den Tag austrähen, daß du dich da so früh auf den alten Steinjürgen gestellt hast.“

Das schöne Annerl aber war fort und kam nicht wieder, und niemand wußte was von ihr, denn sie war immer nur gegen Abend heimlich aus dem Walde mit ihm zu spielen gekommen. Da war Kasperl ganz traurig, er mußte viel lernen und sehnte sich sehr und wurde darüber nach und nach groß und stark. Einmal nachts aber, als der Mondschein über die Wälder glänzte, da kam es ihm vor, als säße die wunderschöne Frau draußen auf dem Berge vor dem Hause und blätterte in dem alten Bilderbuche, daß der Goldschnitt beim Umwenden zuweilen seltsam über die Bäume am Fenster funkelte. Da wurde er sehr unruhig, und als kaum noch der Morgen dämmerte, saß er schon angezogen in seiner Kammer am Tische, den Kopf in die Hand gestützt. Da fiel ihm erst ein, daß er den Apfel, den er damals aus dem Sacke mitgenommen, noch immer in der Tasche hatte. Er nahm ihn heraus und biß vor Schwermut drein, um ihn aufzuessen. Da schreit auf einmal etwas drin, und ein Köpfschen streckt und zwingt sich hervor, und wie er endlich verwundert den Apfel aufbricht, steigt ein kleines, braunes Kerlchen mit Wanderstab und Tasche aus dem Kernhause. „Wer bist du?“ — „Der Apfelmann. Lebwohl!“ — Das Männchen ging über den Tisch fort, blieb aber plötzlich am Rande stehen, weil es nicht herunter konnte. — „Ich will dir wohl herunterhelfen, du armer Wicht,“ sagte Kasperl, „aber du mußt mir dagegen etwas versprechen. Kannst du mich zu der Göttig Luna führen?“ — „Warum nicht?“ erwiderte das Kerlchen. Da nahm er es sauber zwischen die Finger und setzte es draußen auf den Rasen. Nun traten sie sogleich ihre Wanderschaft an. Der Kleine hinkte, denn Kasperl hatte ihn vorhin im Apfel in die große Zehe gebissen. Kaum aber waren sie weiter in die Heide gekommen, so humpelte das Kerlchen so ungeheuer schnell fort wie ein Grashüpfer und lachte und rief immer zurück: „Komm mir doch nach, komm mir doch nach, hast ja so lange Beine!“ Und ehe sich's Kasperl versah, hatt' er das Kerlchen in dem hohen Grase verloren. Da war er nun so klug wie vorher. Es war aber gerade ein schöner Sonntagmorgen. Ein Birnbaum ging eben übers Feld zur Kirche und rauschte Gottes Lob. „Gelobt sei Jesus Christ,“ grüßte ihn Kasperl, „habt Ihr nicht so einen kleinen, braunen Pilgrim gesehen?“ — „In Ewigkeit,“ entgegnete der Birnbaum, „ich glaube, ich habe vorhin so was im Grase zertreten.“ — „Ach Gott,“ klagte Kasperl, „der hat mich irre-

geführt, nun weiß ich nicht, wo ich bin. Wenn ich nur einen Felsen oder Turm wüßte, um mich ein wenig umzusehen in der Welt!“ „Jetzt hab' ich keine Zeit zu Narreteien,“ meinte der Birnbaum. Da aber Kasperl betrübt weitergehen wollte, tat es ihm leid. „Nun, komm nur schon, komm, was man auch für Not hat mit euch Kindern,“ sagte er und stieg schnaufend und ächzend auf einen hohen Berg hinauf, wo er sich breit zurechtstellte und seine grünen Äste lustig in die blaue Luft hinausstreckte. Das ließ sich Kasperl nicht zweimal sagen, er kletterte schnell bis zum Wipfel hinan. Da aber warf er plötzlich seinen Hut hoch in die Luft und schrie hurra! aus Leibeskräften, denn jenseits sah er auf einmal das wunderbare Gebirge wieder, daß ihm ordentlich schwindelte vor großer Freude. — „Nun, zaus' mich doch nicht so grob, das tut ja weh,“ sagte der Baum. Aber Kasperl schwang sich schon hastig wieder hinab. „Gott's Lohn, Gott's Lohn,“ rief er einmal über das andere. Der gute Birnbaum aber schüttelte sich zum Valet im Morgenhauche, daß der ganze Rasen voll schöner, goldener Früchte lag; die kollerten und hüpfen lustig über den grünen Abhang hinunter, und Kasperl sprang ihnen nach zwischen den Morgenlichtern in die prächtige Gegend hinein. War nun das Gebirge beim Mondglanze schön gewesen, so war jetzt alles noch tausendmal schöner im funkelnden Morgenlichte. Das prächtige Schloß mit seinen stillen Türmen stand ganz in rosenroter Glut, die Bäche waren von reinem Golde, die Wälder rauschten und blitzten von Rubinen und Smaragden, auf den Bergen standen Engel umher und fachten mit ihren langen, regenbogenfarbenen Flügeln das Morgenrot an. Und als er endlich zum Walde kam, da erblickte er auf einmal ein wunderschönes Mädchen auf einem weißen Hirsche, die hatte ein lustiges, funkelndes Krönlein im Haare. Mein Gott! die sollte ich ja kennen, dachte er bei sich — es war sein liebes Annerl! — Sie hielt lachend still und sagte: „Die schöne Frau Luna ist verwichene Nacht untergegangen, sie läßt dich noch grüßen, ich aber bin ihre Tochter Aurora, die Königin der Wälder.“ — „So will ich König sein,“ rief Kasperl und schwang sich hinter sie auf den Hirsch, und hui! ging's nun durch die Waldesnacht unter einsamen Burgen, an kühlen Strömen und Gärten und schimmernden Fernen vorüber, und jedem ging das Herz auf, der sie von fern vorbeisliegen sah.

So hausten sie fortan miteinander in freudreichem Schalle, und da sie nicht gestorben sind, so leben sie noch heute.

J. von Eichendorff

Der Berggeist

Ein Häuer wurde von einem Steiger, der „das Ort“ (Arbeitsstelle) befuhr, aufgefordert, mit ihm zu gehen. Sie gingen überall herum, und vor ihnen öffneten sich die festen Stöße, in die sie hineingingen, und schlossen sich hinter ihnen wieder. Von dem

Glanze der Silberschätze war der Häuer ganz geblendet. Als er sich endlich umsah, war der Steiger verschwunden, der Bergmann befand sich vor seinem Arbeitsorte und hörte die Schicht schlagen. In der Annahme, er habe geträumt, fuhr er aus. Allein wie erstaunte er, als er einen fremden Steiger und unbekannte Bergleute erblickte! Er begab sich nach Hause, fand aber weder Weib noch Kind und wurde von den Bewohnern kopfschüttelnd betrachtet. Man konnte sich nur schwach erinnern, daß vor sehr vielen Jahren ein Mann in der Grube verloren gegangen sei. Nach kurzer Unterhaltung mit den Arbeitern fing er plötzlich an zu altern und wurde zum Greise; bald starb er.

R. Kühnau





Hugo Bantau

D Schläsing, du mein Heemteland

Rübezähl

Ei dan Gruba
 durte uba,
 ei dan aala
 vulgeschneita,
 durte leit a.
 Uff derr Ruppa
 satt errn huda,
 uber runda
 satt errn gucka.
 Hurch, jiz kimmt a,
 hurch, jiz nimmt a
 seine Keule
 und macht a Geheule
 und macht a Gepulter,
 Was? — Stieh'n klein wullt err?

U werd euch brennga!
 U werd euch hänga
 huch ei die Fichta,
 macht nich Geschichta!
 Ich muß mich verfricha,
 glei werd a mich richa.
 U hat mich erkannt,
 a kimmt gerannt,
 a werd mich langa,
 a werd mich fanga,
 a werd mich packa,
 dohie beim Nacka
 werd a mich kriega.
 Och könnt' ich fliega!

Ernst Schente

Der Lautenspieler

Ein Schüler nahm sich in den Ferien seine Laute auf den Rücken und wanderte vergnügt in die Berge. Und immer, wenn beim Anblicke der weiten Täler und der Felder ihm das Herz vor Freude besonders laut klopfte, da nahm er seine Laute und spielte und sang, daß es durch die Bergwälder erscholl, bald ein Lied zur Ehre Gottes, bald ein anderes zum Preise der Wälder oder von Frühling und Liebe.

Belk' Bogenlesebuch * Von Dr. E. Weber u. Dr. A. Schmidt
 Bearbeiter: Wilhelm Schremmer und Konrad Schwierstott

Da kommt ihm im grauen Kittel ein anderer Student entgegen. „Kamerad,“ ruft der ihm zu, „wie glücklich können wir sein auf diesen Bergeshöhen! Reich mir die Laute, daß ich dir auch meine Kunst beweise.“ So schreiten sie nebeneinander her, und der Fremde spielt gar liebliche und anmutige Lieder. Da kommen sie zu einem Baume, der seine Äste über den Weg breitet. Im Augenblicke ist der Fremde mit kühnem Sprunge in den Ästen drin, und dabei spielt er die Laute, ohne aufzuhören, weiter. Doch klingt es jetzt ganz anders von oben herab. Die Lieder werden immer ausgelassener und wilder. Das ärgert den Schüler, der unten am Baum steht, und endlich ruft er dem Fremden zu: „Halt deinen ausgelassenen Mund und gib mir meine Laute wieder, sonst spiel' ich anders mit dir auf!“

Und sieh! Der Fremde schleudert die Laute neben ihm zu Boden, daß sie mit lautem Knall auffällt, als wenn sie in tausend Stücke zerpringen wollte. Voll Zorn bückt sich der Schüler danach und hebt sie auf. Doch wunderbar! Es ist ihr nichts geschehen. Da blickt er voller Staunen wieder in die Äste und sieht, wie sich der Spielmann in einen grauen Mönch verwandelt hat, der frech herunterlacht. Jetzt weiß der Schüler, daß es der Rübezahl ist, der so mit ihm gespielt hat. Noch einmal lacht der Berggeist laut auf, und dann ist er verschwunden.

Angstvoll blickt sich der Schüler um. Nirgends ist etwas mehr vom Wege zu sehen. Rings um ihn ist das Gehölz so dicht geworden, daß er nur Schritt für Schritt vorwärtskommen kann. Bald sinkt er im moosigen Grase tief ein, bald strauchelt er über knorrige Baumäste, die auf der Erde wie Wurzeln entlangkriechen. Die Sonne geht hinter den Bergkuppen unter; der Abendnebel steigt. Mit Schrecken erkennt er, daß ihn der Berggeist, als sie zusammen wanderten, in die Irre geleitet hat. Schon fürchtet er, daß er in der unheimlichen Wildnis die Nacht verbringen muß. Da nimmt er, um sich Mut zu machen, die Laute und beginnt ein frommes Abendlied. Und siehe! Nach kurzer Zeit schimmern Lichter aus dem Tale; ein Weg wird sichtbar; der Bann ist nun gebrochen. Noch ehe die tiefe Nacht herankommt, ist er in einer Hütte, wo er von guten Leuten aufgenommen wird.

Joseph Klapper

Der Unglücksstein

Ein andermal ging ein Bauer mit einem großen Korb voll Eier auf dem Rücken über das Gebirge, weil er sie anderswo verkaufen wollte. Der Aufstiege mit dem schweren Korbe aber ward ihm recht sauer. Ermüdet sieht er sich endlich um, wo er eine passende Stelle zum Ausruhen findet. Da liegt ein Felsenstück in der Nähe, auf dem er seinen Korb leicht absetzen kann. Er geht dorthin und will sich mit dem Korbe niedersetzen. Aber im Augenblicke, wo er sich setzt, ist der Stein unter ihm verschwunden, und bardauk! fällt der arme Bauer rücklings mit dem Korbe hin und zerschlägt die Eier, daß ein großer Eierfuchen wird, den ich und du nicht essen möchten,

weil er roh und ungebäckt blieb. Der arme Tropf steht heulend und klagend wieder auf und kann sich über seinen Schaden gar nicht trösten. Wie er aber so weinend weitergeht, sieht er von ungefähr vor sich auf dem Wege einen Beutel liegen. Er hebt ihn auf und findet, daß er voller blanker Taler ist. Da wird er wieder lustig und rennt mit seinem leeren Korbe und dem Beutel in Freuden wieder heim. So gut war er noch nie im Leben die Eier losgeworden.

Joseph Klapper

Am hohen Fall

„Kennt ihr den hohen Fall?“ fragte Pankratius Himmelreich. Diether und ich schüttelten die Köpfe.

„Den will ich euch zeigen, nehmt meine Begleitschaft an, ich verweile mich nimmer.“

„Wollt ihr?“

„Und wir schlugen ein.“

Pankratius Himmelreich führte uns durch dichten Wald, ich hatte die Richtung gänzlich verloren und wußte nimmer, wo wir seien. Wasser rauschte, im steinernen Bette schoß es eilig daher. Vor einem Abgrund hielten wir an.

„Schaut hinab,“ sagte Pankratius Himmelreich. Eine enge, schmale Felskluft tief unter uns tat sich auf, brausend stürzte sich das Bergwasser hinein.

„Hier ist der Hohe Fall! Wollt ihr ihn sehen, so steigen wir hinunter, dieweil es euch genehm ist!“

Diether warf einen Blick in den wirbelnden Schlund hinein und schwieg.

„Laßt mich euch führen, so arg ist's nicht, als ihr wohl denkt. Hier seitlich klettern wir bergab.“

Wasserebel stiegen auf und kühlten die erhitzten Glieder. Ich konnte vermeinen mitten in einen Hegenkessel gefallen zu sein. Das rauschte und kochte, brodelte und wallte. Die Felsenwände triefen und glänzten vor Nässe. Das Moos daran tropfte und gleiste lichtgrün. Himmelhoch ragte das Gestein, so nur eine schmale Gasse bildend. Ein Stücklein Bläue schaute von oben hinein. Aber die Felsblöcke sprang hurtig das Bergwasser von Stufe zu Stufe und wieder in einem Bogen silberweiß in ein braunes tiefes Wasserbeden. Das aber war, allwo das Wasser sich durch ein hohes enges Thor weiterzwängte in die Ferne — so klar, daß ich vermeinen konnte, es sein kein Wasser darin, hätte nicht die Oberfläche leise gezittert. „Fürwahr, Ihr führt nicht schlecht!“ sagte ich mit einem Blick auf das Bildnis vor uns.

„So wartet ab, ich zeig ich euch, was nicht ein jeder kennt.“ Er schritt voran, und wir krochen hinterdrein. Von Stein zu Stein sprangen wir, bis dicht hinan an den Wasserfall. Regen und sprühender Nebel schlugen über uns hin. Zur rechten Hand erhoben sich zwei große, hohe Stufen, noch trockenen Gewandes erreicheten

wir sie. Doch halfen wir einander gegenseitig, denn das Gestein war schlüpfrig, von Flechten überwachsen und glatt wie Eis.

Was wollte Pankratius Himmelreich. Hörte hier nicht die Welt auf?

Dicht neben den Hohen Fall traten wir. Brüllend jagte er in den quirlenden Felsenfessel hinein. Zur Seiten des rauhen Risses tropfte das Wasser in silbernen Fäden hernieder, als zöge eine unsichtbare Hand hier weiße Perlschnüre auf . . . Dahinter aber gähnte uns eine weite, dunkle Höhle entgegen.

Pankratius Himmelreich spitzte die Lippen, und anjeko piff er wirklich. Drin saß er und schüttelte sich wie eine nasse Katze.

„Joho! Scheut den Regen nicht und folgt!“

Das war leicht gesagt. Unter uns gähnte der Wasserschlund, aber wir hatten Übung im Klettern und bald hockten wir beisammen in der Höhle.

Es brauste und donnerte zu unseren Häupten, als solle die Erde in Stücken gehen; eine Kristallwand schied uns von der Welt da draußen. Wunderseltjam ward mir zu Mute. Das Brausen über uns, das Rauschen neben uns, das Beben des Fels', es legte sich gar betäubend auf Sinn und Hirn und dennoch, nur ein strohern Gemüt konnte sich des Zaubers, so das rieselnde Wassermärlein spann, erwehren.

„Das heißen sie hier die Goldkammer,“ begann Pankratius Himmelreich. „Allhier haben italienische Kessfräger Gold und Amethysten gefunden. Probiert einmal!“

Ich lachte darob, doch tat ich ihm den Gefallen und beklopste das Gestein, aber nur Steinmark fiel mir in die Hände.

Und als wir gen Schreibirzhayn weiter wanderten erzählte der Kräutner:

„In der alldasigen Höhle, so ihr jeko geschaut, hat ein Wale gehaust, gewißlich nicht zu seiner Vergnüglichkeit. Viel hatte er von der Goldkammer vernommen, und Gold, Gelidonien und Jaspides hoffte er dadrein zu finden. So sagte er. Er bat mich um Gesellschaft; denn er kannte nicht den Weg und war im Schneegebirge gänzlich fremd. Es waren aber gar nasse Wochen gewesen. Dunst und Nebel hingen bis auf die Erde herab, als hätte uns die Sonne gänzlich vergessen. Moos und Waldboden standen mit Wasser vollgefogen. Jedwede Warnung aber, ob des schlüpfrigen Abstieges schlug der Italiener aus dem Sinn. So habe ich ihn denn hinabgeführt mit vieler Müh und ihm die Höhle gewiesen. Noch lange stand ich allein vor dem Hohen Fall, und hinter dem Wasser hörte ich den Fremden hämmern und pochen. Dann bin ich fürbaß meines Weges geschritten!“

„Und der Fremdling?“ fragte Diether.

Pankratius Himmelreich nickte und fuhr sich in sein Haarfränzlein.

„Hört weiter, was ihm selbiger Orten geschehen. Stunde um Stunde ist ihm vergangen in eifriger Arbeit; nicht um sich hat er

geschaut und geklopft und gehämmert. Über ihm brauste der Hohe Fall, so wie ihr ihn geschaut.

Und wie er einmal, so von ohngefähr, sich wendete dem Ausgang zu, schier stehen geblieben ist ihm sein Herze vor Entsetzen. Eine gläserne Mauer schied ihn von der Welt. Er hatte bei seiner Arbeit nicht vernommen, wie das Wasser stärker zu rauschen begann, und daß ein Wettersturz kam. Der aber füllte flugs das schmale Flußbett, und nun vernahm er auch schwach durch das Brüllen des wütigen Falls das Grollen des Donners. Bis zu ihm hinein in die Erde bebte der Fels. Eitel blieb ein jeder Versuch zur Rettung, und dann sah er mit Grauen, wie der weiße Mantel vor ihm dunkler und dunkler ward, und da wußte er, daß die Nacht kam

In den hintersten Winkel der Höhle ist er gekrochen, dort hat er gefauert und ist schier sinnlos geworden vor Grauen und Angst, bis sich der erste Morgenschimmer hineinwob in den zischenden Schaum.

Und zum andern Male sank die Nacht. Und mit Todesentsetzen merkte er, wie sich der Boden der Höhle mählich mit Wasser füllte, erschauernd spürte er das kalte Wasser. Kein Ausweg, kein Lichtstrahl, keine Hilfe! Allein in Finsternis, umtobt von brüllenden Wassern, die ihre Arme gierig nach seinem Leibe reckten. Der Wale fühlte, wie ihm die Glieder erstarrten, bleierne Müdigkeit den Willen lähmte, und in der höchsten Not, der qualvollen Raserei biß er sich die Hände blutig, damit der Schmerz ihn wach erhielt. . . .

Pantradius Himmereich fuhr sich über sein Gesicht, als wische er ein trübes Bildniß hinweg.

„Was wollte er auch meine Warnung nicht vernehmen!“ fuhr er fort. „Derweil sah ich mit Herzensangst das Wetter steigen; es goß, als sollte Tier und Mensch ersaufen. Hinauf bin ich gerannt zum Hohen Fall, um nach dem Fremdling zu spähen. Nicht hinab konnt ich steigen. Der ganze Schlund ein weißes, brüllendes Ungetüm.

Zwo Tage und Nächte tobte es so; dann ließ es nach.

Ich fand den Wältschen, verhungert fast, halb erstarrt mit blutenden Händen; er wußte nicht, wer ich war, und lachte grausig vor sich hin

In meiner Hütten ist er etliche Zeit gewesen, bis er wieder gehen und sprechen konnte. Geweint hat er wie ein Kind, sein Haar aber war von Stund an so weiß wie das Wasser des Hohen Falls.“

Hedwig Lovewig

Im Schneesturm

Hoch oben am Wegrand lagen die Hölzer. Sie waren hochgeschichtet und tief verschneit. Die beiden Rubenerjungen waren noch im Tagesdämmer sicher hingelangt. Sie waren mit dem Holzschlitten durch den Schnee gestapft um Winterholz zu holen. Die sinnlose Flockenjagd war nun aufgewacht. Wie die beiden das Holz auf luden, badeten sie im Schnee und kamen nicht rasch vorwärts. Zuerst hatte

Martin gelacht, weil auch der Sturm sein Lied dazu gepfiffen. Er war wie der Vater — ein frischer Kerl, dem nicht bange wurde. Und es war ihnen auch wirklich gelungen, Holzscheite zu laden und dann auf's Tal loszufahren. Aber an ein Selbstgleiten des Schlittens war vom ersten Augenblick an gar nicht zu denken gewesen. Sie hatten hart anziehen müssen und schwere Arbeit tun, auch nur hundert Schritte weiterzukommen. Martin hatte immer noch gelacht. Aber die Sache war bald nicht mehr lächerlich. Der Sturm hatte seine Stimme mit neuer Gewalt aufgehoben. Es waren wilde Stöße gekommen, die dicke Flocken in wirblicher Jagd umfegten. Max, der längst vom ziellosen Stapfen und ewigen Einsinken ratlos und müde geworden, nicht mehr recht vor- und rückwärts konnte, und dem es auch den Atem benahm, hatte da plötzlich zu weinen angefangen.

„Flenn of nee,“ sagte Martin beruhigend, der längst schwitzte und klapperte, aber noch immer nicht den Mut sinken ließ.

„O Jesez, Jesez, ma sieht ju nischte,“ weinte Max und hatte die Deichselstange des Schlittens losgelassen, der tief im Schnee steckte und nicht mehr zu bewegen war. Martin schlug die Hände in seinen Fausthandschuhen zusammen, weil die Kälte ihm in Finger und Zehen biß. Heulend umpfiff es sie, kam sinnlos heran und brachte die Nacht wie im Zuge. Martin überlegte. „Wir missen vurwärts,“ sagte er hastig, weil auch an ein Laternenanzünden gar nicht zu denken war. „Mir kummen au' vurwärts,“ sagte er jetzt auch freudig, wie plötzlich das Licht aus der Baude unter ihnen im Grunde einen Augenblick zu leuchten begann. Sie hatten es beide aufblinken sehen und sofort neu angezogen. Nun ging es eine Weile dem Scheine zu.

„Zieh of feste, Maxla, mir missen vurwärts, 's is ju ganz richtig hie — hie sein ju au' de Stangen, Hahaha!“ Die beiden mutigen Jungen mußten an Gurtbändern ziehen wie Pferde in schwerem Geschirr. Aber sie kamen an kein Ziel. Denn die Stürme haben kein Herz wie Liebende und wie Vater und Mutter und wußten nichts, daß die beiden rüstigen Gebirgsfinder oben am Hange im Schnee wateten und heim mußten. Die Flocken fielen längst wieder ohne Sinn und Liebe. Es kamen neue Nebelgestalten, die hinslatterten, wie in riesigen Grabestüchern, über Ramm und Schlucht. Jetzt hörte man Kinderstimmen, zuerst ein einziges, kleines Weinen und Wimmern. Es klang gleich hoffnungslos. Kein Auge sah noch in solcher Welt. Kein Ohr hörte außer die Sturmlawinen, die zu Tale stürzten. Es war aber längst wieder die wilde Nachtjagd der Wintergebirge. Beide Kinder hatten lange fortgezogen — und standen immer nur in tiefster Finsternis. Sie hatten hierhin und dorthin versucht, während die Stürme schon durch Wams und Stiefel griffen, daß es sie stach. Aber sie waren nur in zielloser Runde umhergeirrt. Dann waren sie endlich stehen geblieben, weil sie bis an den Leib im Schnee steckten. Sie hatten noch immer die Deichselstange in Händen. Aber die Hände waren angefroren, und die Kälte machte sie schauern.

„Vater! Vater! mein Gott! Jese!“ hatte jetzt plötzlich Martin auch zu rufen versucht. Sie sahen sich jetzt nicht mehr, nur wenn der Älteste dem Jüngsten ins Gesicht griff — fühlten sie sich. „Jese! Jese! wu sein mir denn hie?“ Martin überkam jetzt plötzlich auch eine Angst wie zum Herzbrechen, daß ihm der Schweiß neu ausbrach. Er begann laut zu rufen: „Vater! Vater! — ach lieber Vater!“ Erst noch zögernd, dann immer herzhafter und lauter: „Vater! — mein Gott! — Vater! O Jese nee — hie — hie uba! — hiert ock! — hier uba!“ Der Kleine hatte längst die Deichsel losgelassen. Und er schrie jetzt auch lauter.

„Maßla, bis ock geduldig. Nee — mir wer'n schon heemkumm, bis ock geduldig, hie stell'n mir ins an Weile hinger die Schnieewand“, sagte Martin. Dann versuchten sie wieder, vorwärts zu kommen. „Wu mir ock hiegeraten sein,“ sagte Martin frisch.

„Vater, Vater — nee Vater,“ entrang es sich dann wieder klagend seiner Kehle. Denn plötzlich war auch bei ihm kein Halten mehr. Und sie schrien in die Sturmlaute nach Hilfe und saßen tief in weichen Schneemassen. — Stunden waren vergangen. — Sie hatten sich lange stumm umschlungen gehalten und versuchten wieder fortzustapfen. Es war ein unbarmherziges Irrfühlen.

O die lieben, munteren Jungen in Nacht und Schnee hoffnungslos begraben. Das Schreien war erstorben. Das Weinen erstor im Auge, und die Gesichter hingen voll Schnee und Eis. Die Kleider waren starr, von Schweiß gebadet und dann hart geworden, wie Bretter. Sie hatten sich in den Schutz einer Schneewehe gefestigt, ohne zu merken, daß sie den Holzstoß zufällig wiedergefunden. Nur dann und wann murmelte eins einen Laut. Sie hatten sich ganz umfaßt. Sie brachten die Mäuler nahe aneinander, um das Warme zu fühlen. Dann schrie Martin allein, weil der Kleine längst matt und erstarrt war. Er schrie unheimlich — und mit rätselhafter Todesstimme — ganz einzeln jedes Wort — und eindringlich: „Hie uben — sein Rubenersch Jungen — ein Schnie — versunka —! Vater! — Vater! — hie — uben — steckn die Rubener Jungen — ein Schnie —.“ So schrie Martin, sich noch einmal aufrassend, mit fremder, hoffnungsleerer Totenstimme — noch einmal — noch einmal. Dunkel und Einsamkeit und Eisekälte und Sturm und tausend johlende Stimmen antworteten um sie ohne Erbarmen.

Rarl Hauptmann

Johannisabend in den Bergen

Der Schmiedefritz war mein Freund, mein treuester Freund. Er hatte Sommersprossen im Gesicht und rötliche Haare. Das bedeutet für die Freundschaft gar nichts. Im Winter fuhren wir mit den Schlitten von den Bergen und geleiteten immer einige arme zerbrochene Latten nach Hause. Jede Jahreszeit hatte ihre besonderen Freuden, die immer nur von sackelnden Birkenruten bedroht wurden, die überall zahlreich wuchsen.

Ging der Winter seinem Ende zu, waren zunächst alle Gedanken beim Johannisabend. Das war das schönste Fest im Jahre. Wir konnten uns nicht oft genug der züngelnden Feuer, der brennenden Besen erinnern, die Flammenkreise in die Nacht schrieben.

Sobald der Winter schied, sammelten wir alte Besen. Wir waren hinter ihnen her wie der Fuchs hinter den Weintrauben. Wir durchsuchten alles. Man verwunderte sich in allen Häusern, wo Jungen waren: die Besen verschwanden wie die Honigsemmeln. Sie nützten sich auch im Frühjahr so schnell ab. Der Frühling konnte diese Staubtraker nun einmal nicht leiden. Das ging bis zum Johannisfest. Dann war wieder der große Besenfriede im ganzen Lande.

Der Schmiedefritz hatte schon 11, ich erst 10, der Unsoerge Marj schon 14, der Hubrich Nazla schon 16, der lange Hilbig Nalla gar schon 21. Ja, der lange Nalla verstand's. Der wanderte von Haus zu Haus. Es wurden Mauken angelegt, wahre Besenlager. Manches Bürschchen kramte täglich und geheimnisvoll in dunklen Bodentwinkeln, in Schuppen, Gänseställen und Holzhausen.

„Tärn missn mir sie no,“ schrie der Hilbig Nalla eines Tages in der Schule, „do brenna se viel besser!“ Dabei ließ er die Tafel auf dem Stift tanzen wie ein Karussell. Der Stift guckte schon auf der andern Seite durch. Der Teer galt uns diesmal mehr. Aber woher? Ja, woher? überlegten wir alle.

Halt, der Krausa Schmied hatte im Sommer sein Hinterdach geteert. Da mußte noch etwas übrig sein. Das fiel meinem Freunde Fritz rechtzeitig ein. Der Schmied war sein Oheim.

Wir pirschten uns an ihn heran mit allerlei liebenswürdigen Handreichungen. Er war ergötzt über unsern Arbeitseifer. Und eines Tages rückten wir heraus: „Meester, gibt's no awing Tär?“ Er schaute uns groß an und durchschaute uns. Er lächelte und zwinkerte mit dem linken Auge. „Meinetwegen,“ sagte er, „im Schuppa leit die Sunne, do hult sie euch“.

Das gab ein Fest im Dorfe, als wir die Sonne den Berg hinaufrollten. Zwanzig waren wir, dreißig. Wir wuchsen, schrien immer mehr, je höher wir auf die Peisenkoppe kamen. Die Sonne wollte immer wieder ins Dorf hinab; wir aber hielten sie fest. In zwei Stunden hatten wir sie oben. Wir waren stolz, wir sprachen nur noch von der riesigen Teertonne. Das würde ein Fest geben.

Der ersehnte Junitag war da. Wie lange es dauerte, ehe es dunkelte, ehe der endlose Nachmittag dahinschlich! Die Berge wurden dann feierlich und stille, zogen sich allmählich schwarze Festkleider an. Von allen Seiten wurde nun die Koppe erklettert, jeder noch die letzten Besen unter dem Arm.

Ein mächtiger Holzstoß war aufgetürmt: dürre Aste, große Scheite, Dornen. Darunter war die Sonne fast vergraben. Welche Menschenmasse stand, lagerte um den Holzstoß: Jungen, Burschen Mädel, Alte! Viele waren mühselig den Zickzackweg heraufgezogen. Selbst die alte

Schaffern war an ihrem Stoc heraufgeseufzt, und der Gottwald Ewald mit dem Stelzbein. Viele Brautleute hatten sich eingefunden.

Der Holzstoß wird entfacht. Bald lodert das dürre Reisig über und über. Dann leckt das Feuer tiefer. Wann greift es nach der Sonne? Seht, nun brennt auch sie schon. Und jetzt, das Feuer springt auf wie rasend.

Nun schnell die Besen hinein. Alles Volk wird ausgelassen. Der Hilbig Nalla, der seit Wochen in der Schule gerechnet hat $9 \times 8 = 57$ ist natürlich der erste, der seinen Besen dreht. Feuerkreise überall, jetzt schon so viele, daß der ganze Berghang nur aus Feuerrädern besteht. Hier läuft einer über den Hang hinab. Eine Feuerschlange zieht ihm nach. Dort drehen einige um die Wette. Die Besenstummel werden schon sichtbar, und wir alle lachen die Oberdörfer aus, die ihre Besen nicht mit Teer getränkt haben und sie nun oft ins Feuer enttunken müssen. Seht unten im Lande die Feuer! Im Sandfiebich geben sie uns Zeichen. Nun zeigt es ihnen, wie groß unser Feuer ist. Neues Holz wird herbeigeschleppt. Die Sonne lodert lichterloh, sie ist schon zerfallen. Jetzt möchte ich an den Vorbergen entlang gehen! Überall brennende Berge, brennendes Flachland.

Der Holzstoß ist fast heruntergebrannt; rote Glut liegt noch auf dem Plage der Sonne. Da springt ein großer Bursche tollkühn über die Glut. Es schlägt auf, es greift nach ihm, als wollte es ihn fangen. Andere wagen es auch. Nun auch Männlein und Fräulein. Sie wollen dieses Jahr ein Paar werden. Sie fassen einander bei den Händen. Nun springt auch die alte Klapper Luise. Sie hat ein Kreuzleiden und wird es nur durch dieses Feuerspringen los. Wir Jungen pläzen vor Lachen.

Immer neu lodern noch im Lande die Feuer. Wir zählen ihrer dreißig. Manche brennen immer kleiner wie das unsere. Der Hilbig Nalla brennt jetzt seinen zwanzigsten Besen an und schreit vor Freude wie ein Wilder. Er hat seinen Drehplatz an der Steinrücke.

Es ist kohlrabenschwarze Nacht, die uns umfängen hält, und Mitternacht geworden, ehe wir nach Hause kommen. Die Nacht aber wird durchzogen von leuchtenden Laternchen, von Johanniskwürmchen, die wir bisher nicht beobachtet haben. Aber doch genügen die Laternchen nicht, die Heilkräuter zu zeigen und zu pflücken, die wunder-same Kraft haben.

Aber nächstes Jahr. O das nächste Jahr! Da verbrennen wir wieder einen Strohmann.

Wilhelm Schremmer

Das gestorbene Tal

Es war einmal ein richtiges Tal. Hohe Berge mit schwarzen Waldmänteln, steile Felsen, die wie geballte Fäuste in die Luft ragen, enge Schluchten, die den Wanderer zerdrücken wollen, tief unten ein heller Silberfaden auf grünem Wiesengrund. Das war

einmal. Heute findest du dort einen großen, stillen Bergsee. Das schöne Tal ist gestorben.

Als ich als Schulbub mit meinen Eltern das erstmal durchs alte Schlesiertal wanderte, ruhten wir in der Talmühle aus. Da erzählte man, daß hier, wo wir jetzt im Schatten der Bäume sitzen, in wenigen Jahren ein tiefes, tiefes Wasser rauschen wird. Bis dort hinauf an die Berge, höher als ein Haus werde das Wasser stehen. Auf dem finstern Grunde des Bergsees werden im Schlamm die Fische wühlen. Grad hier, wo wir sitzen.

Da überkam mich ein schreckliches Grauen. Ich malte mir aus, auf dem Grunde des tiefen Sees zu krabbeln, turmhoch über mir das kalte Schneewasser, fern der Sonne, die mit ihren Strahlen nicht in die graufige Tiefe hinabreicht.

„Warum soll das schöne Tal ertrinken, Vater?“

„Das ist eine traurige Geschichte. Sie erzählt von furchtbaren Schrecken, von verwüsteten Dörfern und Häusern, von wilden Bergwassern, die alles zerstören, was ihnen im Wege steht. Du siehst den silberhellen Bach, die Weistritz. Sein Wasser reicht nicht um die Steine zu bedecken, die da wild herumliegen. Aber wehe, wenn der Frühling über Nacht auf die Berge steigt und den Schnee mit wilder Gier frißt! Da schwillt das Bächlein zu einem rasenden Strome. Von Minute zu Minute steigt das Wasser. Das leise Plätschern wird ein mächtiges Rauschen. Das Bett wird zu klein. Der wilde Strom wälzt sich aus seinen Ufern. Höher und höher klettert er. Donnernd reißt er alles fort. Felsen zerbricht er, reißt Stücke fort und wirft sie mit wütender Kraft gegen die Häuser der Menschen. Wie ein schadenfroher Gesell wirbelt das Wasser die Balken und Pfosten, läßt sie im Kreise tanzen und jagt sie dann pfeilschnell weiter. Es sind neue Wurfgeschosse, die alles zerbrechen, was die Wasserflut nicht fortreißen konnte.

Nun will man für den wilden Gesellen ein Gefängnis bauen. Eine Riesenmauer von Berg zu Berg. Die soll seinen Übermut brechen: Halt, ihr wilden Bergwasser! Wartet nur eine Weile, tollt euch aus. Wenn ihr wieder ruhig seid, dürft ihr langsam heraus. Aber nicht stoßen und puffen und drängeln!“

Ich bestürmte Vater mit Fragen.

Wir wanderten weiter, immer an dem Silberband der Weistritz entlang. Die Berge sah ich nicht mehr. Ins Wasser starrten meine Augen. Du kleiner Bach! Von Stein zu Stein kann ich springen! Du kannst so wütend werden?

* * *

Ein paar Jahre später kehrten wir das letzte Mal in der Talmühle ein. Der Wirt hatte sein Häuslein verkaufen müssen. Die andern Häuser standen leer. Durch das Tal rollte dann und wann gewaltiger Donner. In das Eingeweide der Berge gruben sich harte Felsbohrer. Eine kleine Eisenbahn fuhr Geröll und Sand fort. Viele hundert Arbeiter wudelten im Tal. Dort, wo die Berge eng

zusammendrängen, baute man die Riesenmauer. Sie stand halbfertig da. Tief klammerte sie sich in den Grund und in die Seitenberge fest. Wir kletterten durch manns hohe Löcher.

Damals gefiel mir das Schlesiertal nicht.

* * *

Dann stand in den Zeitungen: „Die Talsperre ist fertig! Beim nächsten Hochwasser kann die Sperrmauer zeigen, wie stark sie ist.“

Das Wasser kam. Wild stürmte es vor. Zuerst lachte es, daß sich da jemand in den Weg stellte. Aber das mutige Glucksen und Lachen verstummte bald. Ein Murren und Grollen wurde daraus. Wütend wälzte sich das Wasser an der Steinmauer entlang und suchte einen Ausgang. Und wenn er noch so klein wäre. Mit furchtbarer Gewalt preßte es sich an. Was war das? Die Mauer stand fest! Sie stemmte sich stolz gegen das wütende Wasser. Die vielen hundert Hände, die ihre Steine zusammenfügten, streckten sich gegen die Wasserflut. Eingesperrt! Eingesperrt von schwacher Menschenhand.

* * *

Wieder wanderte ich ins schöne Tal. Hell glänzte von ferne die Steinwand. Mit jedem Schritt wuchs sie. Und als ich vor ihr stand und aufblickte, da stockte mir der Atem. Turmhoch ragt sie empor. Die Straße macht große Bogen ehe sie da hinaufkommt. Hinter der Mauer träumt still der tiefe, tiefe See. Das Wildwasser ist gehändigt. Im klaren Spiegel grüßen sich Wälder und Berge. Die Straße schlängelt sich wie ein goldener Saum am Ufer entlang, vorbei an gewaltigen Felswänden. Übermütige Leute sollen dort schon herumgeklettert sein.

Ich aber ging hinauf auf die Rynsburg. Im alten Burghof setzte ich mich in einen Mauervorsprung. Du schönes Tal! Wie ein helles Auge glänzt der Bergsee. Helle Augen verraten Liebe. Für tausend andere bist du Tal gestorben. In schönerem Kleide bist du auferstanden!

Konrad Schwierstott

Die Heuscheuer

Kennst du dieses wunderliche, große Felsenschloß im Glazer Bergland? Moosgrüne Straßen ziehen zwischen steilen Felsenmauern dahin. Verirren kannst du dich in den Steingewölben. Und tief unten, abgrundtief, daß dich der Schwindel überfällt, liegen duftend zart die schlesischen Dörfer und Wälder. Wie hochragend du oben auf dem Felsen stehst, dort, wo die Wolken wohnen, wie jäh die Steine in die Tiefe stürzen! Von Wünschelburg und Karlsberg krabbeln dort Menschen die Stufen herauf. O schaut nur die winzigen Zwerglein, kleiner als der Däumling!

Hier oben spazierte einst Rübezahl durch die Riesensteine. Die Keule in der Hand, der Bart wehend. In der Heuscheuer schloß er, speiste er, träumte er und sah hinab auf die Menschenzwerge, auf ihre

Häuslein und Türmlein. Er wanderte in der freien, frischen Bergluft oben. Bis an den Fuß des Schlosses kamen diese Menschen mit ihren Ochsen und Wagen, mähten und trockneten Heu und schauten herauf und sagten: „Durt uba, das wär ane Heuschauer!“ Da zeigten sie auf das Felsenschloß mit seinen verschlungenen Gängen. Rubezahl lag hinter einem Felsen und horchte auf. Er hörte alles. Die Zwerglein waren keck. Aber hinauf wagte sich keiner. Doch eines Tages, da windet, kriecht ein Tollkühner zu ihm herauf. Rubezahl läßt es geschehen. Da tritt er ihm plötzlich entgegen. Der Mensch erstarrt zu einem Stein.

Und immer mehr krabbelten eines Sonntags herauf. Rubezahl ließ es geschehen, obwohl er sie mit einem Donnerschlage alle vernichten konnte. Er verbarg sich. Neugierig waren sie über alle Maßen. Überallhin krochen sie. Sie kamen sogar zu dem Stein, der alle dicken Menschen festhält. Ein Schneider kroch durch, ein dicker Fleischer blieb hängen. Vorn und hinten zerrten sie ihn mit Leibeskräften. Endlich wurde er befreit. Da riefen sie alle lachend: „Ja, ja, das Schneiderloch.“ Wenn sie gewußt hätten, daß Rubezahl auch jeden Tag hindurchkroch. Er wollte durchaus nicht dick und alt werden. Doch es machte ihm immer mehr Mühe. Das ärgerte ihn. So schlich er sich eines Nachts fort ins Riesengebirge. Da kann er wandern nach Herzenslust und braucht seinen Leib nicht jeden Tag zu drücken, zu pressen, zu quetschen und zu seufzen, daß er immer dicker und stärker werde. Doch seine Waschküffel, seine Sparbüchse, sein Sibirien im heißen Sommer, seinen — Backenzahn hat er zurückgelassen.

Wilhelm Schrenner

Der Vogel Greif

Da, wo heute die Stadt Greifenberg liegt, erstreckte sich vor alten Zeiten ein finsterner Wald weit über das Land. Darin standen alte Bäume, die noch die Opfer der Heidenzeit gesehen hatten. Schwarze Sümpfe verwehrten den Eintritt in das Dickicht, und die Bewohner der Umgegend scheuten die düstere Wildnis.

In diesem Walde hauste ein geflügeltes Untier, der Vogel Greif genannt. Es war der Schrecken des ganzen Landes; Mensch und Tier verbargen sich zitternd, wenn sein gewaltiger Flügelschlag durch die Luft daherrauschte. Keine Herde war vor dem Vogel Greif sicher. Er vermochte einen Ochsen mit seinen Klauen davonzutragen; für seine junge Brut aber raubte er unzählige Schafe und Ziegen. Großes Wehklagen erscholl bei den Bauern und Hirten ringsumher, und man sagte, das Untier werde das Land arm machen.

Da erließ der Herzog ein Aufgebot an alle Ritter, die ihm dienten, und sicherte reichen Lohn dem zu, der den Vogel Greif töten würde. Doch keiner wollte den Kampf bestehen. Der Herzog ließ zum zweitenmal verkünden, wer ihm das Haupt des Greifen brächte, der sollte seine Tochter zur Frau bekommen. Dieser Siegespreis verlockte

wohl manchen jungen Ritter, das Abenteuer zu wagen; jedoch alle kehrten zagend wieder um, sobald sie das Untier einmal in der Nähe gesehen hatten.

Immer lauter wurden die Klagen im Lande. Das Herz des Fürsten ward von Schmerz über das Unglück seiner Untertanen und von Zorn über die Feigheit der Ritter erfüllt. Er sandte zum dritten Male Herolde nach allen Seiten aus; die riefen; „Höret alle, vornehm und gering! So läßt euch unser edler Herzog sagen: Wer das Haupt des Antieres, das man den Vogel Greif nennt, vor meinem Throne niederlegt, den nehme ich zum Eidam an. Gott wird den Mutigen schützen, der auszieht zum gerechten Streite!“

Diese Botschaft vernahm auch Gotsche Schoff, der junge Hirt, und sein Herz begann heftig zu schlagen. Auch ihm hatte das Untier die schönsten Stücke der Herde geraubt. Oft hatte er voll Ingrimm beschlossen, den Kampf mit dem Greifen zu wagen; jedesmal war er schließlich davor zurückgeschreckt, sein Leben aufs Spiel zu setzen. Jetzt aber galt es, den höchsten Preis zu erringen, den die Welt ihm bieten konnte.

Er kannte das liebliche Kind des Herzogs. Als die Wiese im Maiengrün prangte, war ein glänzender Zug an ihm vorbeigeritten. Ritter mit wallender Helmszier und schön geschmückte Frauen tummelten ihre Rosse und freuten sich des sonnigen Frühlingstages. Den schlichten Hirten aber, der mit abgezogener Mütze am Wege stand, streifte manch hochmütiger Blick, und niemand erwiderte seinen ehrerbietigen Gruß. Nur ein Jungfräulein, das auf schneeweißem Rosse langsam hinter dem Zuge ritt und bald den blauen Himmel, bald die grüne Wiese betrachtete, schaute ihn und seine wollige Herde freundlich an. „Das war unseres gnädigen Herzogs Tochter,“ sagten ihm die Reitknechte, die in einiger Entfernung folgten.

Gotsche konnte diese Begegnung nicht vergessen. Immer, wenn er im warmen Mittagssonnenscheine träumend die Augen schloß, sah er das liebliche Herzogskind auf weißem Rosse über die grüne Wiese reiten.

Jetzt erging des Fürsten Aufgebot an jeden tapfern Mann im Lande, und die Hand seiner Tochter war dem Sieger zugesagt. Gotsche brannte vor Kampflust. Er verließ seine Herde und streifte tagelang umher, des Greifen Weg und Weise zu erkunden.

Bald glaubte er die Richtung zu kennen, in der das Nest des Antieres lag. Er drang mutig in den finstern Wald ein. Durch wildes Gestrüpp bahnte er sich den Weg; schwarze Sümpfe überschritt er mit Todesgefahr. Endlich stand er vor einer uralten Eiche, die alle andern Bäume weit überragte. Das Volk nannte sie die Maleiche, da sie dem Wanderer in der Ferne zum Zeichen diente. In diesem Baume lag das Nest des Greifen, und Gotsche hörte das mißtönende Geschrei der jungen Brut. Ohne Säumen schritt er zum Werke. Er hieb einen jungen Baum um, den er von den Ästen befreite. An der Spitze der so gewonnenen Stange befestigte er ein

Reisigbündel und zündete es an. Dann steckte er das Nest in Brand und hörte mit Grausen, wie die jungen Raubtiere schrien, als die Glut des Feuers sie erreichte.

Plötzlich erklang aus der Ferne ein schriller Ruf, und mit tausenden Flügelschlägen kam der alte Greif daher. Er senkte sich herab wie eine große, dunkle Wolke, und die roten Augen funkelten wie glühende Kohlen darin. Das Untier stieß ein gräßliches Geschrei aus, als es sein zerstörtes Nest erblickte. Durch Rauch und Flammen drang es abwärts, daß die Zweige prasselnd brachen. Unten wartete Gotsche auf den grimmigen Feind, die Hand um das scharfe Beil gekrampt, das Auge fest emporgerichtet.

Dem Greifen aber gereichte die ungestüme Wut zum Verderben. Die Flammen versengten seine Schwingen, der reizende Rauch trübte seine Augen, und die brechenden Zweige verwundeten ihn. Ermattet kam er unter dem Baume an und suchte mit blinden Schnabelhieben den Feind zu treffen. Der Jüngling aber wich gewandt aus, und das im engen Raume unbehilflich flatternde Tier sank bald kraftlos zu Boden. Wenige gut gezielte Beilhiebe genügten, um es zu töten. Schauernd sah Gotsche den riesenhaften Körper zu seinen Füßen liegen. Dann eilte er davon, um im Heimatdorfe voll Freude seinen Sieg zu verkünden.

Früh am nächsten Morgen scharten sich seine Freunde um ihn; mit Seilen und Werkzeugen und mit einem Paar kräftiger Ochsen machten sie sich auf den Weg zur Stätte des Kampfes. Von neuem wurde Gotsche mit Jubel umringt und mit Lobsprüchen überhäuft, als sie das Untier fanden, dessen Größe im Tode noch gewaltiger erschien. Nachdem man die Köpfe der jungen Greifen aus der Asche gesucht hatte, spannte man die Ochsen vor den toten Körper und begann den mühseligen Heimweg. Die Männer hatten alle Kraft und Umsicht nötig, um dem Zuge einen Weg durch das Dickicht zu bahnen, und Stunden vergingen, ehe sie das freie Feld erreichten.

Hier wurden sie von einer großen Menge Volkes erwartet. Tosender Jubel brach aus, als die Bauern und Hirten ihren Feind erblickten, und unter lautem Frohlocken begleiteten sie den Zug zur herzoglichen Burg. Die Kunde von dem Geschehenen war ihnen vorausgeeilt; mit Spannung erwarteten der Fürst und sein Hoffstaat den unbekanntem Sieger.

Dem Herzog war beklommen zumute, wenn er in das blasse Gesichtchen seiner Tochter blickte, die ängstlich des Vaters Arm umklammert hielt; doch sein Auge hellte sich auf, als Gotsche mit schlichtem Anstand vor ihn trat. Selbst den stolzen Rittern hatte der Anblick des getöteten Untieres ein beifälliges Murmeln entlockt; der Fürst sprach lautes Lob und forderte den jungen Hirten auf, sein Abenteuer zu erzählen. Mit bescheidenen Worten berichtete Gotsche, wie sich alles zugetragen hatte, und seine fließende Rede stockte nur, wenn sein scheuer Blick das holde Herzogskind streifte. Wohlgefällig lauschte der Fürst, mit brennenden Wangen sein Töchterlein.

„Sei willkommen in meinem Hause, tapferer Jüngling!“ sprach der Herzog, als Gotsche geendet hatte. „Der Dank des ganzen Landes erhebt dich höher als Adel der Geburt und macht dich würdig, mein Eidam zu heißen.“

Gotsches Augen leuchteten auf; keines Wortes mächtig blickte er bald auf den Fürsten, bald auf die verheißene Braut. Lautes Murren erhob sich unter den Rittern, und einer trat vor und begann: „Herr Herzog, die gesamte Ritterschaft Eures Landes wird geschändet, wenn Ihr Eure edle Tochter einem aus Bauernblut in die Arme legt. Da Ihr Euer Aufgebot erließet, habt Ihr nicht anders gedacht, als daß ein adliger Mann den hohen Preis erringen würde. Dem Schäfer, der mit List den Sieg gewann, gebt reichlich Gold und Silber; das wird ihm lieber sein!“

Unwillig hatten sich des Herzogs Brauen zusammengezogen, und ein finsterner Blick traf den höhnischen Sprecher: „Wohl hätte ich erwartet, daß meine Ritter höheren Mut zeigen würden als ein schlichter Bauersmann. Mein fürstliches Aufgebot aber ist an alle tapferen Männer des Landes ergangen, und fern sei mir, daß ich mein eigen Wort verdrehe und verleugne! Gib ihm die Hand, Agnete!“ Ohne Zögern trat die Jungfrau zu Gotsche.

Der faßte ihre Hand mit festem Griff und rief: „Ich will mich Eures Vertrauens würdig zeigen, Herr Herzog. Und Ihr, edles Jungfräulein, verzeiht, wenn ich heute noch Urlaub nehme! Ich will ausziehen, Rittersitten zu lernen und mich in Ritterwaffen zu üben. Wenn ich zurückkehre, soll keiner mehr wagen dürfen, Euren Verlobten zu schmähen.“

„Knie nieder, Gotsche!“ sprach der Herzog mit lauter Stimme und zog das reichgeschmückte Schwert aus der Scheide: „Ich erteile dir den Ritterschlag. Ziehe aus, wie du gesagt hast, und zeige jenen Spöttern, daß du würdig bist, den Platz an meiner Seite einzunehmen!“

Viele Monde waren vergangen, seit Gotsche Abschied von seiner Braut und ihrem edlen Vater genommen hatte; aber keine Kunde von ihm drang in die Heimat. Den Herzog beschlich bange Sorge um sein Töchterlein, wenn Agnete still und traurig an seiner Seite saß. Er verstand wohl, wie sie den jungen Hirten so schnell lieb gewinnen konnte; denn auch seinem Herzen war das Bild des edlen Jünglings teuer. Doch Gotsche schien in den Kriegswirren des Reiches sein Leben eingebüßt zu haben, und mit ihm wollte der Herzog nicht auch die Tochter verlieren. Deshalb schrieb er zur Feier ihres Geburtstages ein großes Turnier aus; er hoffte, daß es einem tapfern Ritter gelingen würde, das Andenken des Verschollenen aus Agnetes Herzen zu drängen.

Der Tag des Festes brach an, und vor der herzoglichen Burg Lähnhaus entwickelte sich ein frohes Treiben. Mit roten Tüchern war der Turnierplatz umgrenzt, und hundert bunte Wimpel flatterten von hohen Stangen in die warme Sommerluft. Überall glitzerte die

Sonne auf den blanken Helmen und goldgezierten Schilden der Ritter, die zum Kampfspiele herbeieilten. Eine froh erregte Volksmenge wogte lärmend hin und her, um günstige Plätze zu gewinnen, und feste Buben waren bis in die Wipfel der nahestehenden Bäume geklettert, um von diesem höchsten Platze aus das Schauspiel zu genießen. Auf der blumengeschmückten Tribüne erschien jetzt der Herzog mit seinen Ehrengästen, umgeben von holden Frauen, unter denen Agnete gewiß die lieblichste war. Alle warteten, bis die Kämpfer in Scharen geordnet wären, damit der Herzog das Zeichen zum Beginn des Spieles geben konnte.

Da kam ganz zuletzt noch ein Ritter in schlichter dunkler Rüstung herbei und stellte sich in die Reihe. Er führte drei Greifenköpfe im Wappen und nannte dem Ordner einen unbekannt Namen.

Doch kaum hatte das Turnier begonnen, als durch die Reihen der Zuschauer flüsternd die Vermutung lief, der Ritter müsse wohl ein weit berühmter Kämpfer sein, der heimlich unter fremdem Namen hier mitrette — so gewaltig traf sein Speer die Gegner, so zierlich und gewandt lenkte er sein Roß. Bald schauten alle nur auf ihn, wie er einen nach dem andern der herzoglichen Ritter aus dem Sattel hob.

Als das Spiel beendet war, mußte dem Fremdling der Preis zuerkannt werden. Er näherte sich der Herzogstochter, die ihm den Kranz aufs Haupt setzen sollte. Atemlose Spannung herrschte, als er vor ihr niederkniete und den Helm zu lösen begann. Wessen Züge würden sich enthüllen?

Agnete neigte sich, um nach Turnierbrauch den Sieger auf die Stirn zu küssen — da blickten Gotsches treue Augen ihr entgegen. Sie schrie in frohem Schrecken auf und legte ihre zitternden Hände ihm auf die Schultern. So blieben sie lange eins in des andern Anblick versunken.

Erst als der Herzog neben ihnen stand, sprang Gotsche auf und legte einen Brief in des Fürsten Hand. Es war ein kaiserliches Aufschreiben, worin die Treue und Tapferkeit des jungen Ritters hoch gerühmt und dem Herzog zu solchem Schwiegersohne Glück gewünscht wurde.

Das froh begonnene Fest dauerte noch viele Tage; denn die Vermählung des Hirtensohnes mit der Herzogstochter wurde sogleich gefeiert. Am Saume des Waldes, worin einst das Untier gehaust hatte, baute der Fürst dem jungen Paare eine stattliche Burg. Das Städtlein, das sich bald ringsum erhob, bekam den Namen Greifenberg.

Heide Erner

Der Zutabärg

Uch, Zutabärg! Du schiener, blooder Hübel,
 du bist urnär a Wächter uf em Turm.
 Du meldst uns iglich Guttes, iglich Übel
 du meldst uns Rügen, Sunneschein und Sturm.
 Wie uste ha ich nich aus meinem Stübel

nach dir gelinzt und deiner Uniform:
 Denn warsche blau, do kunnt ma Rügen spieren,
 und warsche grau, do gingen ber spazieren.
 Do stihst du noch uf deiner alen Stelle
 und sist uf die Verwirrung üm dich her!
 's is viel passiert, du schläscher Altgefelle.
 Mitunter ging's och bluttig zu und schwer.
 Bis uben nuff zu deiner Waldkapelle,
 drung ju der Krieg mit seinem Schißgewehr.
 Du aber stihst a Hirte mit a Lammeln,
 de Lammelwüffel tuft de üm dich sammeln.

Karl von Holtei

Die Quärkmannla vom Zutaberge

Is wärn amoll sieba Quärkmannla. Kleene pußige Heinzelmännla und zwär siebne ein ganza. Wenn freilich und 's wär noch ees herzugekumma, doo wärns ihrer achte gewast; aber is kām kees nimme derzu und deswägen wärns bluß siebne.

Die sieba Quörkmannla wohnta olle mitsonmma hoch uff'm Zutaberge ei emm hübscha Mäuseluche und hotta grußmächtige Hunger. Deswägen hotta se sich a holbes Schmetterlingsbeen gebroota und hotta gār'n hochherrschoffliche Tafel gemacht. Die sieba Quärkmannla äßa olle mitsonmma daß a derr Bauch baale geploht wär. Zuguderleht wär'n se olle sat und wär voo dam holba Schmetterlingsbeene bluß noch'n Hälfte übriggeblien. Usu enn grußmächtige Hunger hotta die sieba Quärkmannla gehät. Freilich, freilich — spräche se undersonmma —, a grußer Mensch hoot 'n grußa Maaga, däs ies schunt immer asu gewast.

Jihund fing is erschte und oberachte Quärkmannla an zu räda und sprach:

„Wir sein Quärkmannla!“

„Jawu!“ riefa die andern, „sein merr!“ Und is oberachte Mannla sprach wetter:

„Dar Berg, wu merr druffe sein, heeßt Zutaberg und ies derr allerhöchste Berg voo derr ganza Welt.“

„Bravo!“ riefa die Quärkmannla. „Wir sieba Quärkmannla macha jihunder bekannt, doß derr Zutaberg und ies derr ollerhöchste Berg voo derr ganza Welt.“

„Ruhe jib, Ruhe jib,“ fuhr is erschte Quärkmannla derzwischa, „Ruhe jib!“

Dernoo sprach's wetter:

„Meine Herrn!

Wie Sie ju olle warn wissa, so sein merr Quärkmannla und zwär sieba Quärkmannla! Deswägen muuß iech sän, so ies däs eine erbärmliche Schande, weil und merr sein noch kee cenziges

moll nich ei Brassel gewast. Zumal wir siebne sein. Geehrte Herrn! Olle Leute die hier ruff kumma, rāda voo Brassel. Jedes Kind rād̄t voo Brassel und bluẗ wir nich. Deswāgen hā iech merr ei Gedanka ein Bild gemacht und bin der Meenung, es wird das Beste sein, wenn merr ins olle mitsomma noch heute uufmachta und also uff Brassel gānga!“

„Bravo! Bravo!“ rief̄a die Quārkmannla.

„Uff Brassel, uff Brassel!“

„U Wāg war'n merr schunt finda,“ sprācha se undersomma. Immer uff nunder zu, immer uff Brassel zu.“

Dernoo ginga se.

Wie aber doẗ se a Stückla geganga wārn, kām 'n Maus und machte gruẗmächtige Gluẗa.

„Oh verpucht,“ sprācha die Quārkmannla. „Hier is besser, merr drāh'n wieder um, denn ma kān nich wissa, wās die Maus eim Schilde fūhrt und besser ies besser.“

Machta Kehrt und frucha olle mitsomma wieder eis Māuselooch nei!

Andern Tag wullda se wieder ihr Glūcke versucha. Rāma raus und rief̄a: „Uff Brassel, uff Brassel!“

Di wārn aber kaum a Stücke geganga, doo kām a Hāse und soẗte sich mitta uff a Wāg.

Doo blieba die Quorkmannla stiehn und sprācha: „Mit Hāsa mād̄t merr wull lieber nisch̄t nich zu tun hān. Denn miega se sein wie se wull'n, ma kān immer nich wissa, wās die ferr Gedanka hān.“

Drāhta um und frucha wieder eis Māuselooch nei. Wie doẗ se j̄hunter drinne sāẗa, fing is oberschte Quorkmannla ān zu rāda und sprāch:

„Ein Wort für tausend! Murne giehn' merr bestimmt uff Brassel! Doo maags biega oder brecha!“

„Biega oder brecha!“ rief̄a die Quorkmannla.

Und andern Saag ginga se wieder.

Das wār j̄h schunt is dritte moll, daẗ se ginga. „Nu werd ma doch sah'n, sprācha se undersomma, „wās ins heut werd ei die Quare kumma. Wird 'n Maus kumma oder a Hāse, oder werd gār wās andersch kumma?“

Is kām aber nisch̄t, und deswāgen ginga se immer fursch drufflus! Uff Brassel!

Die machta gār lange Schriete!

Lange Schriete, ju, ju.

Sede Stunda liesa se enn holba Meter und kāma uff die Art gutt vom Flecke.

Wie j̄h und die wārn zwee Stunda geganga und hotta enn ganza Meter schunt hinger sich, blieba se stiehn und sprācha:

„Sich müß' merr schunt rāsnig weit voo derrheeme weg sein, j̄h müß' merr baale ei Brassel sein!“

„Freilich,“ säte is erschte Quärkmannla, „mer sein glei durt. Kummt od noch a Stückla do warn merrsch glei sahn!“

„Kummt od, kummt od!“ riefa se doo olle und machta wieder die längsta Schriete. „Kummt od, merr sahn glei Brassel!“

Is wär aber a siehr a heeßer Saag, und die Quärkmannla schwizta gâr jämmerlich. Wie doß se nu wieder enn holba Meter geganga wärn, blicha se wieder stiehn und sprâcha: „Jiz müß' merr doch werklîch baale ei Brassel sein, wu ies denn dâs Brassel?“

„Bluz noch a Stückla!“ rief is erschte Quärkmannla. „Kummt od!“

„Aber dâs ies jiz is lextemoll,“ riefa die Andern. „Wenn jiz nich glei Brassel kimmt, gieh'n merr nimme miet!“

Dozmol aber hotta se Glücke. Die kâma nâmlich dohie uff enn Plan, wu zwee hülzerne Bânke stânda. Uff dar enn Banke lâg a Mân und schlief. Dar Mân mußte enn komfscha Troome hân, denn a rief immerfurt eim Troome: „O mei geliebtes Brassel, o mei geliebtes Brassel!“

U mußte âbenst wahrscheindlich aus Brassel sein.

„Halt! Halt! Halt!“ rief is erschte Quorkmannla. „Hier ies Brassel, halt, halt, halt!“

Doo blicha se olle mitsomma stiehn, riefa die Doga uuf a su weit, wie se kunnda und sprâcha:

„Aee, satt od ihr Leute! Ies dâs Brassel aber râsnig gruuf. Und lang und hoch und breet. Aee, ihr Leute, do muß ma sich werklîch wundern muß ma sich ju. Dâs ies ju viel griffer als wie inses Mäuselooch, doo ies ma ju gâr nîcht ies ma bale gâgen dam Brassel dohie!“

„Na gell?“ sprach is erschte Quärkmannla, „is do a Wunder, wenn olle Leute voo Brassel râda, hâ? Wenn dâß a su râsnig gruß ies ihr Leute?“

„Aee werklîch,“ riefa die andern, „doo is werklîch kee Wunder. Inses Mäuselooch ies doch gewieß nich kleen, aber dâs Brassel dohie ies âbenst doch noch a ganz Stückla griffer.“

„O mei geliebtes Brassel!“ rief do uff eemoll dar Mân wieder, dar uff herr Banke lâg, und fing ân mit a Hânda zu suchteln und mit a Fûssa um sich rimm zu schlân.

„O mei geliebtes Brassel!“

Die Quärkmannla erschrafa zu Tude und machta glei enn Schriet rückwârts.

„Aee!“ sprach se, „hier is besser, ma gieht wieder heem, denn dâs lâ schlieflîch mit dam Brassel noch ganz gefâhrlich warn.“

Drahta um und ginga uff heemzu. Die ginga drei Tage lang, denn die fânden a Wâg nich.

„Wu kummt err denn har?“ fruga die Ameisa und die Schmetterlinge?“

„Voo Brassel, voo Brassel!“ riefa die Quärkmannla und machta od immer, doß se vom Flecke kâma.

Om vierta Tage sässa se wieder ei ihrem Mäuseluche und liekta sich däs holbe Schmetterlingsbeen gutt schmecka, wäs do lekt äbenst und wär übriggeblien. Denn die hotta räsniga Hunger!

„Na sattersch,“ sprach is erschte Quärkmannla, „jezt sein merr endlich amoll ei dam Brassel gewast. Iht kinn merr doch oo amoll miessprecha, wenn die Käde voo Brassel iez!“

„Jawull!“ riefa die andern.

Ernst Schente

Polenzeit

Es ist um das Jahr 1100. Dichte Wälder bedecken das schlesische Land. Auf einem sumpfigen Wege kommt ein sonderbarer Zug. Schwere Pferde zerrn hochbepackte Wagen. Säcke mit Saatkorn, eiserne Pflüge, Sägen und Ärte gucken hervor. Es ist kein Kaufmannszug. Männer in schweren Kutten lenken die Pferde, sitzen hoch oben oder stampfen auf dem schlammigen Wege. Augustinermönche aus Flandern sind es. Fremde Worte reden sie. Seit Monaten sind sie auf der Reise. Ihre Heimat liegt dort wo das große, weite Meer anfängt. Da steht ein großes Kloster. Eines Tages kam aus dem Ostland ein Bote. Graf Peter Wlast schickte seinen Hofkaplan aus Wrotizla (Breslau). Er bat, ins ferne Schlesien Mönche zu schicken. Am Berge Slenz will er ihnen Land schenken.

So war unser Häuflein ins Ostland ausgewandert. Über den schönen Rhein, durchs große Deutsche Reich waren sie gezogen in das rauhe, unfreundliche Schlesien. Das war ein weiter Weg. Der wilde Wald wollte nicht aufhören. Sie dachten zurück an ihre Heimat, an die großen Dörfer mit den schönen Äckern, an die stolzen Städte mit ihren hohen Türmen. Und hier? Wald und Wald, Sumpf und Sumpf. Da wird es Arbeit geben!

Polnisches Volk wohnt in versteckten, schmutzigen Lehmhütten. Blutarm sind die Leute, denn sie sind erzfaul. Sie kennen kein Salz, kein Eisen, keine Schuhe. Dort am Walde kratzt ein struppiger Mann mit einem Abspflug den Boden auf. Sein Weib hockt vor der niedrigen Hütte und stampft Hirse. Scheu verkriecht sie sich, als sie den Wagenzug sieht. Die Mönche wollen den Weg nach Wrotizla wissen. Der Pole starrt sie dumm an. Er weiß nur den Weg zu der Holzburg seines Herrn. Dorthin trägt er alle Jahre den Zehnten. Reicht die Hirse nicht, dann zahlt er mit Eichhörnchenfellen.

Nach langer Wanderung kommen die frommen Brüder an den Oderstrom. Auf dem hohen Oderufer steht die Herzogsburg. Graf Peter Wlast wohnt in einem Steinhaus auf einer Insel. Freundlich werden die Mönche aufgenommen. In der kleinen Holzkirche danken sie Gott.

Nun ist ihr Weg nicht mehr weit. In der Ferne grüßt der Slenzberg. Auf einem Vorberge bauen sie das Klosterhaus. „Grka“ (am Berge) nennen sie es. Ihre scharfen Eisenärte lichten den Urwald. Steine werden zusammengetragen. Ein stattliches Haus wächst

empor. Den Wald aber roden und brennen sie aus. Blinkende Eisenpflüge reißen zum ersten Male den schwarzen Boden auf. Im nächsten Jahre wogt hier ein leuchtendes Kornfeld. Im Klostergarten blühen duftende Kräuter. Die Mönche verstehen einen Trunk zu brauen, der auch den Polen schmeckt. Wie staunen die! Die Mönche meinen es gut zu ihnen. Sie helfen den Kranken mit ihren Heilkräutern. Vom Christengott erzählen sie, von Jesus Christus, der gerade zu den Armen und Bedrückten ging und ihnen half. Wird er auch ihnen helfen? Gibt es auch ein freies Leben? Sie sind ja nur Knechte und kriechen in Schmutz und Staub. Wenn die Mönche all die schönen Jesusgeschichten erzählen, da träumen sie von einer schöneren Welt. Freudiger geht dann die Arbeit. Alles um sie herum ist anders, ist besser geworden. Aber in dunklen Nächten klettern sie doch wieder auf den Glanzberg. Opferrauch steigt in die Höhe, wilde Lieder erklingen. Da steigen eines Tages Mönche auf den Berg. Arte und Eisen bringen sie mit. Den heidnischen Opferstein werfen sie um. Dort, wo die Polen dem Belbog und dem Tschernibog opferten, bauen sie ein schlichtes Gotteshaus. Und die Götter rühren sich nicht! Sie lassen sich vom Christengott verdrängen. Sie sind besiegt. So zog in die Herzen der Heidenmenschen langsam der Christenglaube.

Ronrad Schwierstott

Eine Grubensfahrt

Ein sonnenloser Oktobertag erwachte. Das Zechenhaus des Eymontschachtes lag hinter einem grauen Schleier. Die Grubenlampen blitzten durch das Nebelmeer wie Sterne in einer Winternacht.

Vom Förderturm rief unaufhörlich die Glocke zum Beginn der Schicht. Ein langer Zug von Bergleuten stieg die breite Rampe zum Schacht hinauf. Ihre schweren Stiefel klapperten auf den Eichenbohlen. In ihren Händen brannten die Sicherheitslampen. Vor dem Schachteingang drängten sie sich, Burschen von kräftigem Aussehen, Männer groß und breitschulterig, Riesen mit gewaltigem Körper, blasse Gesichter mit trüben Augen, alte Heuer mit langem Bart und gebeugtem Rücken.

Da standen sie im Halbdunkel der weiten Halle, eng aneinander, Schulter an Schulter, schweigsam wie ihre einsame Arbeit im dunklen Schoß der Erde, und warteten, bis sie einfahren konnten. Ihre Grubenlampen brannten wie die Kerzen auf dem Altar der Kirche.

Der Förderkorb kam herauf. Die Bergleute stiegen ein. Ein Befehl des Fahrmeisters ging durchs Sprachrohr zum Maschinisten. Der Korb versank.

Da spürte ich, wie mich ein Blick traf, ruhig und fest, mitten aus der Menge der Bergleute, Vollheuer, Schlepper, Grubenschmiede, Aufseher, Schlosser, Zimmerleute, Steiger, Maschinisten, Aufseher und Lehrhauer. Ein junger Mensch sah mich unverwandt an. Wie gebannt ruhte sein Blick auf mir. Ich überlegte. Dieses schmale,

herbe Gesicht mußte ich schon gesehen haben, und diese leuchtenden Augen waren mir noch in Erinnerung

In den Karpathen war es, im großen Krieg. Der Schnee lag mannshoch, bis an den Leib sank man ein. Immer wieder mußte der zähe Ansturm der Russen abgeschlagen werden. Da saß er mit müdem, erschöpftem Gesicht, beschmutzt am Körper und Rock, die rotfleckige Binde um die zerklüftete Stirn und mit leuchtenden Augen. Er hatte sich in die Schneewand des Grabens eine Bank geschaufelt und sie mit leuchtendem Tannengrün ausgelegt. Er träumte von seinem Glück in der Heimat. . . .

Da kam der Förderkorb wieder aus dem Schacht heraus. Mit einem Trupp Bergleuten stieg auch er ein. Das Drahtseil spannte sich, blitzschnell flog es wieder über die Drahtrolle, und der Korb sank in die Tiefe.

In den nächsten Korb stieg auch ich ein. Ein leichter Ruck, der Korb sank. Das Drahtseil zitterte unter der Last. Noch sah ich beim eindringenden Tageslicht die Bretterwände des Schachtes schnell vorbeifliegen. Dann wurde es dunkel. Nun war es, als ob sich der Korb gar nicht bewegte. Plötzlich eine blendende Helle! Nur einen Augenblick. Es war die erste Sohle. Doch schon sanken wir in die Dunkelheit zurück. Bei der zweiten Sohle hielten wir. In einer Tiefe von 200 Meter hatte ich wieder festen Boden unter den Füßen.

Ein hohes Gewölbe wurde von elektrischen Lampen erhellt. Gewaltige eiserne Träger stützten die Decke. Doch sie waren noch nicht stark genug, um die ungeheure Last zu tragen, die auf ihnen ruhte. Die wagerechten Eisenträger waren vielfach nach unten durchgedrückt. Auf den schmalspurigen Schienen standen lange Reihen leerer und mit Kohle gefüllter Wagen.

Ich verließ den Füllort. Am Pferdestall ging es vorbei. Der Gang wurde schmaler und dunkler. Meine Lampe warf nur einen schwachen Schein auf den Weg voraus. Ich stieß mit den Füßen an die Schienen. Ich stolperte über die Schwellen. Ich rannte mit dem Kopf an die Balken der Decke an. Ohne die dicke Filzmütze hätte ich mir den Kopf blutig gestoßen. Die Arbeiter aber kannten jeden Balken, jede Ecke, jeden Felsvorsprung.

Im Aufsehraum traf ich mit dem Steiger zusammen. Er saß mit dem Aufseher vor einem rohgezimmerten Tisch auf einer langen Holzbank. Der Aufseher rief noch einmal die Leute auf und teilte die Arbeit ein.

„Schulze!“

„Hier! Ich möchte Nägel.“

Der Aufseher gab ihm eine Handvoll.

„König!“

„Hier!“

„Warte auf den Bohrer, du kriegst den langschwänzigen.“

„Müller II!“

„Hier!“

„Du fährst heute in Nr. 2, verstanden?“

„Holz!“

„Hier!“

„Ihr Zimmerleute könnt im 35. Flöz nach der Luftrohrleitung sehen.“

„Breitsch!“

„Hier! Wir müssen nach der Pumpe sehen, sie zieht nicht.“

„Braschke!“

„Hier!“

Das war sein Name. Ich bahnte mir einen Weg durch die Bergleute, und dann stand ich vor ihm. Wir schüttelten uns die Hände. Keiner konnte im ersten Augenblick sprechen. Dann erzählte er, kurz, in abgerissenen Sätzen.

„Damals in den Karpathen, müde und matt von Kampf und Schnee Dann der Schuß“ Dann schied ich von ihm, Er ging mit den andern weiter in den Berg hinein, jeder zu seinem Arbeitsplatz. Ich bat den Steiger, mich zu Braschkes Arbeitsstelle zu führen.

Immer enger und niedriger wurde der Gang. Wir mußten den Rücken beugen. Die Luft wurde immer erbärmlicher. Ein Kellergeruch ging von den Felswänden aus. Da verschwand der Steiger vor mir. Es ging zur 3. Sohle hinab. Durch einen schornsteinartigen Weg, der in die Felsen gehauen war, folgte ich ihm. Die Lampe hing ich mir mit dem Lederriemen um den Hals. Ich legte mich auf den Rücken und glitt über den Felsen hinab. Die Beine ausgespreizt, so stemmte ich die Füße gegen die Verzimmerung der Wände, um nicht in die Tiefe abzurutschen. Mit den Händen suchte ich an den Deckenbalken Halt. Die Hitze nahm zu. Bleischwer und erstickend war die Luft. Unter mir rollten die Steine in die Tiefe. Kohlenstaub wurde aufgewirbelt. Er schwärzte mir das Gesicht, er setzte sich in die Augen und brannte darin wie Feuer. Die Hände waren schwarz wie die Kohle selbst. Zeitweise erschien die Lampe des Steigers, der vor mir herunterstieg, unter den dicken Kohlenstaubwolken nur wie ein roter Punkt.

Gedämpfte Schläge drangen an mein Ohr. Bald war es, als ob Würmer in altem Holz bohrten, bald als ob Mäuse im Erdreich wühlten. Dann waren wir vor dem Ort. Von den Felsen tropfte Wasser. Kohlenstaub erfüllte die Luft. Matt war der Schein unserer Lampen. Im Halbdunkel erkannte ich einen Arm mit der schwingenden Spitzhaue, ein geschwärztes Gesicht. Es war Braschke. Er kroch auf den Knien und Ellbogen. Dann lag er wieder auf der Seite, um hacken zu können. So eingeengt war er von Decke und Wand, von Kohle und losgelösten Stücken. Der Steiger untersuchte die Decke. Es zeigten sich Risse. So bestand Gefahr, daß die Gesteinsmassen plötzlich hereinbrechen würden.

„Es muß hier mehr gestützt werden!“

Der Schlepper holte schon neues Holz heran. Ein „Glückauf“ zum Abschied, ein Händedruck. Dann fuhren wir weiter. Auf der Strecke füllten Schlepper mit Schaufeln die Kohle in die Förderwagen

ein. Die Strecke war eng und niedrig, so daß die Wagen nur gerade hindurch konnten und die Schlepper sich ducken mußten.

Auf der Hauptstrecke wurden die Förderwagen zu langen Zügen zusammengestellt. Jetzt zogen Pferde die Wagenzüge bis zum Förderhsacht. Die Wagen donnerten auf den Gleisen, dumpfe Schläge dröhnten vom Schacht her, Rufe ins Sprachrohr erschollen, Drahtseile sausten auf und nieder. Die Förderkörbe kamen mit leeren Wagen herunter und glitten mit beladenen wieder hinauf. Lampen blitzten im Dunkel auf, hin und her gingen die Leute.

Die Ausfahrt ging schnell. Das Tageslicht blendete. Von den Förderwagen wurde die Kohle abgeladen. Ein feiner Kohlenstaub flog in die Luft.

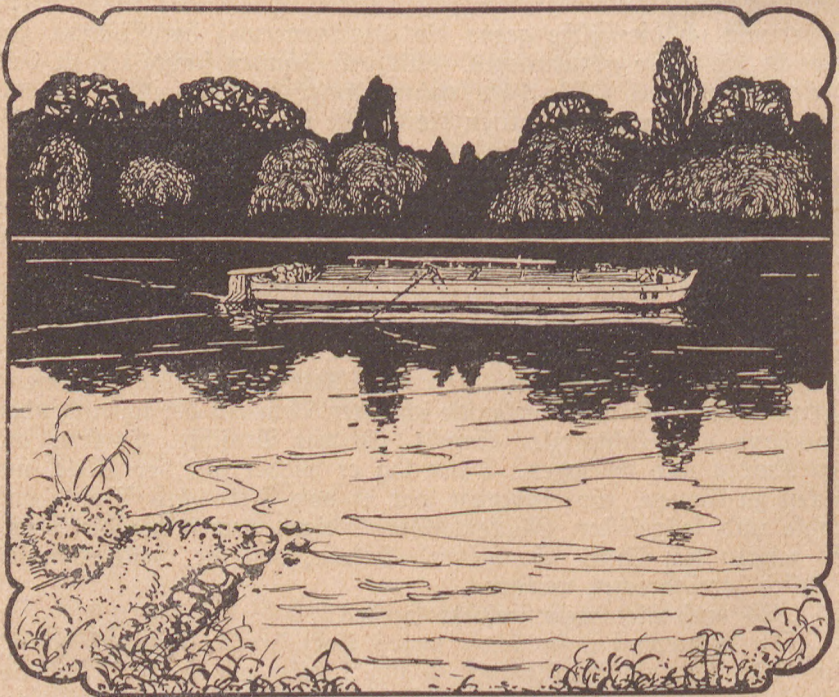
Am nächsten Tage las ich in der Zeitung:

„Tödlicher Grubenunfall. Gestern mittag verunglückte in der 8. Abteilung des Egmontschachtes der Lehrhauer Paul Braschke tödlich. Er wurde durch plötzliches Hereinbrechen des Hangenden verschüttet.“

Erich Meljand

An der Oder

Über den breiten Oderstrom schaute ich bis zum jenseitigen Ufer mit seinem dichten Eichen- und Buchenwald. Wie majestätisch kommt der Strom daher, wie breit, schwer, mächtig! Wie drohend sehen



Hugo Bantau

seine dunklen, tiefen Wasser aus, wie unbeschreiblich schön seine waldbefränzten Ufer. Und in der frühen Morgenbeleuchtung welch ein silberner Wellentanz!

Ich sah und sah! O du schöner, schlesischer, deutscher Strom! — In der Ferne stieg überm Wasser ein schlanker Schlot mit einer Rauchfahne auf. Jetzt zeigte sich in seiner ganzen stolzen Schönheit beim Näherkommen ein Schlepddampferzug. Vorn der weiße, leuchtende Dampfer, der mit seinem Rad perlendes Silber schaufelte, und an ihn gehängt eine Reihe Schlepffähne, tiefgehend von der Last, die sie zu tragen hatten. Steinkohlen, bis beinahe oben zum Rand, und Menschen auf Deck, und kleine Wohnungen darauf, mit Blumen an den Guckfensterchen. Ein eigenes Leben, das der Schiffer auf ihrem Dampfer und ihren Rähnen.

Margarete Reichel-Karsten

Über dem Häusermeer

Wir kletterten auf den Aussichtsturm der Liebichshöhe, von der man das Häusermeer Breslaus überschauen kann. Da wurde den Kindern die Größe einer solchen Stadt klar. Der Lehrer fing an zu reden: „Seht ihr dort draußen das große Gebäude? Es ist eine Fabrik. Zweitausend Menschen arbeiten jetzt darin im Schweiß ihres Angesichts. Das erscheint euch viel. Aber seht euch diese unzähligen Dächer an. Unter fast allen wird gearbeitet von hunderttausenden von Menschen. Dort oder dort stirbt vielleicht jetzt gerade ein Mensch; denn alle Tage sterben in einer solchen Stadt viele Menschen. Da oder dort freut sich gerade eine Mutter, daß sie ein neues Kind bekommen hat. Dort steht ein großes Krankenhaus; hunderte von Menschen leiden darin Schmerzen. Von dorthier tönt Musik; da freuen sich lustige Leute. Und seht, wie die Lastwagen fahren, jeder nach seinem Ziel, jeder mit einem bestimmten Zweck und wie die Leute unten auf der Straße wimmeln, jeder mit andern Gedanken, jeder mit andern Zweck und Ziel. Das weite Land, das ihr seht, versorgt die Stadt täglich mit Mehl und Fleisch, Obst und Gemüse, und die Stadt schickt hinaus Geräte und Kleider und Möbel und Uhren. Und dort fährt die Eisenbahn.“

Da starrten die Augen.

„Wo fährt sie hin?“

„Sie fährt wohl nach Berlin. Aber mancher, der drin sitzt reißt weiter bis an den Rhein oder gar hinüber nach Amerika und kommt niemals wieder. Da fährt er hin, und da drüben ist der Bahnhof, und da steht jetzt noch eine Frau, die hat das Taschentuch vor den Augen und weint.“

„Es ist viel in der Stadt,“ sagte ein Kind.

„Seht ihr das rote Haus dort? Das ist das Gefängnis. Da sitzen unglückliche Menschen, die das Gesetz nicht achteten, und zählen die Tage, bis sie wieder einmal frei unter verständigen Leuten gehen

können. Dort ist der Dom, daneben wohnt der Fürstbischof. In jenem Hause wohnt der oberste General.“

„Und wo wohnen wir?“ fragte ein Kind.

„Dort ist der Zobtenberg, den wir auch zu Hause sehen, nur daß er hier etwas anders ausschaut. Wenn ihr links an ihm vorbei in die Ferne seht, da liegt hinter der Himmelslinie unser Dorf.“

Die Kinder bohrten die Blicke in den Dämmerdunst der Ferne, und ob sie natürlich auch nichts von ihrem Dörflein erspähen konnten, sie schauten immer wieder hin und winkten mit den Händen.

Paul Keller

Wie Breslau gegründet wurde

Vor 700 Jahren sah man dort, wo heute Breslau steht, ein paar polnische Fischerdörfer mit elenden Hütten und krummen Gassen. Ein steinernes Haus stand am hohen Ufer der Oder. Deutsche Kaufleute hatten es gebaut. Von den Inseln herüber grüßten Kirchtürme und Klostergebäude. An der schmalsten Stelle führte eine Brücke zu den Inseln hinüber.

Es war im April des Jahres 1241. Wilde Stürme rasten über das schlesische Land. Schwarze Wolken jagten wie das wilde Heer am Himmel. Der Morgen graute. Doch der junge Tag konnte nicht die roten Streifen verwischen, die den Osthimmel wie Schreckenszeichen färbten. Das war kein Morgenrot. In den Fischerhäusern irren und heken Polen und Deutsche durcheinander. Alles drängt schwer bepackt der Oderbrücke zu. Jeder schleppt auf die Inseln, was er nur tragen kann. Deutsche Kaufleute poltern mit hochbepackten Wagen über die Holzbrücke. Polnische Männer bringen ihre Neze in Sicherheit. Dazwischen kreischen verzweifelte Frauen und geängstete Kinder. „Die Mongolen kommen!“ Der Schreckensruf treibt die Menschen zu wilder Hast. Und ehe die Sonne durch die jagenden Wolkenheken die Menschenkinder grüßt, qualmt es da und dort aus den Lehmhütten. Der Sturm facht das Feuer an. In wenigen Stunden raucht über der Oder nur ein Aschenfeld. Auch die Brücke brennt.

Auf der Insel drängen sich die Männer an die Wälle. Knaben tragen Schilde und Pfeile herbei. Deutsche und Polen sehen vertrauensvoll auf das gelbe Hochwasser der Oder. Da tauchen aus dem Qualm drüben Gestalten auf. Ihre kleinen Pferde jagen am Ufer entlang. Im wildesten Reiten schießen sie ihre Pfeile nach den Inseln. Ihre gelben Gesichter mit den tiefen, schiefgeschlitzten Augen verzerren sie wütend. Nun jagen ganze Schwärme heran. Ein Hagel von Pfeilen prasselt an die Holzwände der Inselburg. Die ersten treiben ihre Pferde ins schmutziggelbe Oderwasser. Nun, Inselleute, jetzt gilt's! Sie sind auf der Wacht. Pfeile und Lanzen treffen die ersten Wilden. Die lassen nicht nach. Große Schwärme jagen die Pferde durchs Wasser. Schon haben einige das andere Ufer erreicht. Da poltern schwere Steine auf die schwimmenden Reiter.

Sie müssen es aufgeben. Aber vom Ufer saust Pfeil auf Pfeil herüber. Plötzlich flackern scheußliche Feuer auf. Graufiger Qualm steigt empor. Mit aller Gewalt suchen die Höllenmenschen über den Strom zu kommen. Drüben aber steht Ceslaw, der Mönch, hinter den Verteidigern. „Bleibt fest! Der Christengott wird helfen! Rettet euch vor dem Teufel!“ Frauen und Kinder knien mit ringenden Armen im Dom und flehen um des Allmächtigen Beistand.

Endlich geben es die wilden Reiter auf. So schnell, wie sie gekommen waren, verschwinden sie. Die Inselleute atmen auf. Werden die Mongolen zurückkommen? Tage vergehen. Man traut ihnen nicht.

Nach Wochen rührt es sich drüben am Ufer. Freunde sind es. Wie ein Lauffeuer geht ihre Botschaft von Mund zu Mund: „Bei Liegnitz war eine Schlacht! Herzog Heinrich ist gefallen! Die Mongolen sind abgezogen!“ Alles drängt sich um die Boten. Sie müssen erzählen. Bei Wahlstatt hatte Herzog Heinrich seine Streiter versammelt. Man sah die Herren, die den Hirsch, den Ziegenbock, den Steinbock und den Urstier im Schilde führten, die von Schweinhaus und der Gröditzburg. Die Bergknappen von Goldberg hatten ein Fähnlein gesandt, Löwenberg eine Reiterschar. Auch die Kastellane von Lubin (Lüben) und Sthnow (Steinau), Wan (Wahn) und dem Greifenstein waren mit ihren Mannen gekommen. Hell leuchtete des Herzogs Banner mit dem schwarzen Adler im gelben Felde. Da jagen die Mongolen heran. Die Ritter schlagen sie zurück. Aber da, man weiß nicht recht, wie es geschah, da flackern Feuer auf, riesengroß. Gespenstisch dampft es in der wilden Horde auf. Die Ritter erschrecken. Sie werden von allen Seiten umschwärmt. Die Pferde scheuen. Der Herzog fällt! Wie wilde Tiere hezen die gelben Reiter umher. Die Schlacht ist verloren. Ja, und dann zogen sie vor des Herzogs Burg Liegnitz. Doch die hielt stand. Rasch zogen die Mongolen ab.

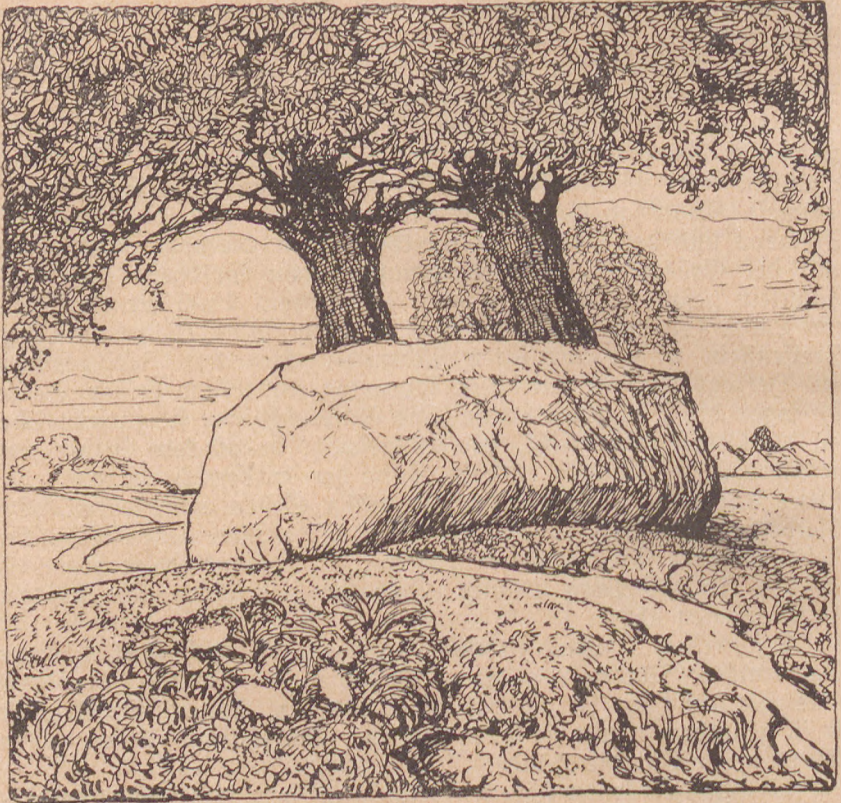
Erschreckt hat alles zugehört. Herzog Heinrich tot! Frauen jammern und Männern glänzen die Augen von Tränen. Und doch atmen sie auf. Ihr Herzog hat sie ja von dem Höllengefindel erlöst. Er ist gestorben, damit sie leben können. Deutsche und Polen reichen sich zu neuer Tat die Hände.

Wenige Zeit später schreiten drüben auf dem Aschensfelde deutsche Männer ein großes Viereck ab. Weit nahmen sie das Maß. Das können nur Menschen, die mutig in die Zukunft schauen. An den Ecken werden je zwei Straßen abgesteckt. An der einen Seite wird ein Platz für das Gotteshaus ausgespart. Eine große deutsche Stadt soll aus den Trümmern des Mongolensturmes erstehen, größer als alle andern Städte im Ostlande. Die Häuser werden schnell gebaut. Eng sind die Gassen, aber sorgsam wird der Bauplan eingehalten. Wall und Graben schützen vor Feinden. Breslau ist gegründet! Breslau, die feste Säule der Ostmark! Du stolze Stadt jagst es immer wieder von neuem, was deutscher Fleiß und deutsche Hoffnung schaffen können.

Ronrad Schwierskott

Der Findling

Draußen vor dem Dorfe liegt ein riesenhafter Stein hart am Wege, der zum Bahnhofe führt. Als sie die Straße, dann die Eisenbahn bauten, wollten sie ihn zersprengen. Er lag unterdessen ruhig in seiner Ecke, altersgrau, mit Moos bewachsen. Die Straße bog an ihm vorbei, die Eisenbahn brauste an ihm vorüber. Arbeiter kamen, dann ein Herr mit einer großen Eulenbrille und einer Aktent-



Hugo Bantau

tasche. Alle beschauten ihn. Der Brillenherr kratzte das Moos herunter, besah sich das Feld, worauf der Riese einsam lag, maß ihn kreuz und quer und sagte: „Hm, hm, auch so ein echtes Findelkindel.“ Na, lassen wir's liegen.“ So geschah's. Aber die Leute, die dabei standen, lächelten über den schnurrigen Baumeister, der zu dem Steinriesen „Findelkindel“ gesagt hatte. Ja, es war wirklich erstaunlich, wie dieses Kindel hier in die Ecke kam. Es war ganz allein, hatte keine Geschwister. Als wenn es eine Riesenmutter zum Spaß hierher gelegt hätte. Oder ob sich das Kind verirrt hatte?

Aber bald war der seltsame Stein wieder vergessen. Man lief wie immer in alter Gewohnheit an ihm vorüber.

Aber gestern haben sie ihn ins Dorf geschleift, gefahren. Die Achsen zweier Wagen hat er zerdrückt. Sechzehn Pferde mußten vorgespannt werden, davor noch acht Ochsen. Und mit Hebebäumen mußten zwanzig Männer arbeiten und stoßen und drücken, daß nur das Kindel nicht versank und vorwärts kam. O dieses Kindel! Das brachte die Männer zur Verzweiflung. Aber jetzt liegt es auf dem freien Dorfplatz, unter der alten Linde. Jetzt meißeln sie in den Stein hinein: „Den gefallenen Helden! Weltkrieg 1914—1918. Die Gemeinde Birkengrund.“

Viel tausendmal älter ist der Stein als die alte Linde. Setzt euch nur um ihn herum und hört, was er erzählt. Drückt die Augen zu, da hört ihr's besser.

Die Kinder drücken sie zu. Da versinkt um sie plötzlich alles: die Häuser, die Bäume, die Gärten, die Kornfelder, der Tannenwald, die Straße.

Ein Land ersteht vor ihnen, langsam, weitgedehnt. Ein einziges Eisfeld ist es. Raum gucken die Riesenberge, schaut die Schneefoppe aus dem Eise heraus. Auch die Spitzen sind ganz vereist. Vom Jotben ist nur ein Hügel zu sehen. Steine liegen auf dem Rücken des Eisfeldes, hier einer, dort noch einer. Soll das ihr Heimatland Schlesien sein? Nadelscharf ist die Luft. Kein Baum, kein Strauch, keine Pflanze, kein Vogel, keine Blume, kein Haus, kein Mensch. Von den Bergen fließt das Eis in mächtigen Strömen herab. Festgefroren ist es, achthundert Meter dick. Der Sturm jagt aus dem Osten. Doch versteckt er sich wieder. Die Sonne scheint auf dieses unendliche weißgefrorene Eismeer. Oben fließen milchig trübe Schmelzbäche. Sie stürzen in gähnend schwarze Eishöhlen. Andere sammeln sich und gehen nach Norden. In die Eishöhlen sind auch schon Riesensteine gestürzt. Totenstill ist es im Lande. Nur das Wasser rinnt. Da liegt ja auch das Kindel. Aber größer ist es. Hier die sonderbare Ecke. Einst nur scharfer, zackiger.

Da hören sie auch die Stimme, weit, weit in der Ferne. „Ja, ihr Kinder, aus dieser Eiszeit stamme ich. Hundertzwanzigtausend Jahre ist es her. Weit aus dem Norden bin ich gekommen. Mit dem Eise bin ich gerutscht. Aber die Ostsee hinweg. Es hat mich, hierhergetragen. Vom hohen Randgebirge fern im hohen Norden bin ich losgebrochen und aufs Eis gefallen. Zweitausend Jahre hat die Reise gedauert. Tiere, die so groß wie euer Haus waren, habe ich gesehen, wo die trüben, kalten Steilgewässer zusammekamen. Ich bin ganz langsam vorübergezogen. Alle Abende kamen die Riesentiere zur Tränke. Zähne wie die Elefanten hatten sie und einen dicken Winterpelz. Dann ist das Eis weggetaut, und ich sinke immer tiefer bis auf jene Ecke. Da liege ich schon hunderttausend Jahre. . . .“

Da ruft laut eine Stimme im Dorf. Die Kinder schrecken auf. Verwundert reiben sie sich die Augen. Ihr Dorf liegt im Abendfrieden. Wo aber ist das Eisland? Noch immer reiben sie in den Augen.

Wilhelm Schrenner

Obernigt

liegt zwischen Sorge und Kummernick.
 Wer sich will ernähren,
 der muß suchen Pilz und Beeren.
 Wer sie nicht kann finden,
 der muß Besen binden.

Volkstreim

Ärndtelied

Ho, he hei,
 das Kurn is meistens rei!
 Nu leit's schund ei der Scheuer;
 's wird tüchte körnern heuer,
 's gih't schier nicht ei de Scheuer;
 ho, he hei,
 das Kurn is alles rei!

Ho, he hei,
 nu is der Weeke rei!
 Nu wern ber Küche backen
 und fress'n uf beede Backen,
 das uns de Zähne knacken;
 ho, he hei,
 nu is der Weeke rei!

Ho, he hei,
 der Häber is vund rei!
 Ber binden i'n zum Kranze,
 do gih't's zum Ärndtetanze,
 do kumm ber mid a'm Kranze;
 ho, he hei,
 der Häber is vund rei!

Ho, he hei,
 do singen ber derbei!
 Se kummen aus em Stätel
 und kooßen de Pufätel
 vu Nälf und Mairanblätel;
 ho, he hei,
 de Stäter sein derbei!

Ho, he hei,
 de Stäter sein derbei,
 und wissen's nich zu kennen
 und nischte zu genennen,
 und tun sich's Maul verbrennen;
 ho, he hei,
 die sein gâr tumb derbei!

Ho, he hei,
 se frâ'n ei's Wäsen nei,
 se möchten sich zerflucken,
 und sein urnâr derschrucken,
 und hal'n a Häber fur Ruggen;
 ho, he hei,
 die sein gâr tumb derbei!

Ho, he hei,
 der Winter bricht wul ei!
 Do dräschen bir die Gârben,
 die ber im Schweess derwârben,
 do frier' her bei a Gârben;
 ho, he hei,
 de Flägel sei derbei!

Karl von Holtei

Draschflegellied

De Mutter fängt zu kluppen an,
 derweil s' es auch derwaarten kan:
 Brut, Brut, Brut!

Der Vater hiert's und hatscht azu,
 a kimmt uhn' Strump und uhne Schuh:
 Kummst halft, kummst halft!

Der Grußknecht frigt an Heidenschreck,
 a leest und lât de Feise weg:
 Koch Kraut zu, Koch Kraut zu!

De Grußmad tutt sich verfiern,
 de kan a Dreiertakt nich hiern:
 Kuchen backen, Kuchen backen!

De Kleenemad hoot grad' gemist',
 fix, daß de nich de letzte best:
 Holzäppelpappel!

Der Rühprinz, dâr sich gern' ang dritt,
 schreit, ehb a erscht no Schande frigt:
 Bindt der Mad de Scherz' ab!

De Kinderfrau lootscht grad' verbei,
 de guckt und tritt mit ei de Reih:

Der Seiwel sikt uff der Tennwand! Karl Klings

Kirmes

Wenn Kirmes wird sein,
wenn Kirmes wird sein,
dã schlãcht d'r Vãter a Bock,
dã pfãft d'r Vãt'r,
dã tanzt die Mutt'r,
dã wackelt d'r Mutt'r d'r Rok.

Volksreim aus dem Hsergebirge

Weihnachtslied

O Freeda ieber Freeda!
Ihr Nupfern kommt und hiert,
was mir dort uf der Heeda
fier Wunderding pãssiert!
Es kãm a weßer Engel
bei hucher Mitternacht,
dar sung mer a Gesãngel,
dãß mir dãs Harze lacht.

U sãte: „Freit eich alle!
Der Heiland is geborn;
zu Bethlahem eim Schtãlle
wart ihr das Rindla sahn.
U Krippla is sei Bette,
o gieht nooch Bethlahem!
Un wie a a su redte,
do fluuch a wieder hãm.

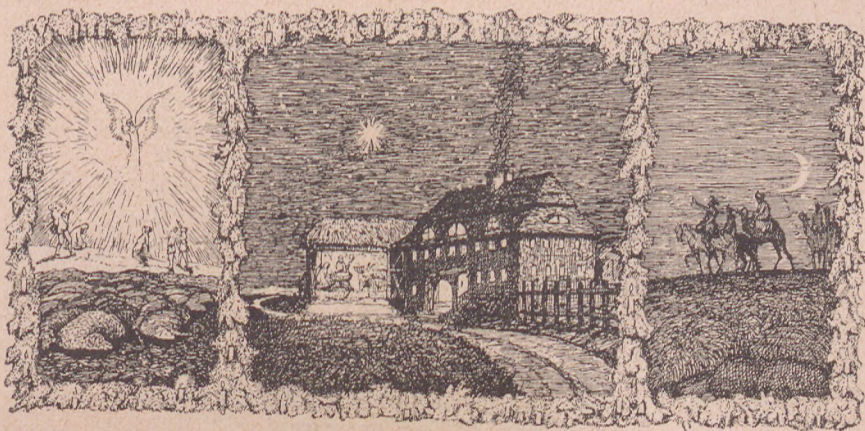
Ich doocht: du wascht nie seima
un ließ die Schoose schtiehn
un kruuch mich hender a Zeima
bis zu dam Arte hien.
Ich lief a pãr Gewãnde,
do sãch ich 'n langa Schtrãhl,
dar nãhm halt gãr kai Ende,
dar fiert mich ei a Schtãl.

Ich schliech mich of de Seite
un guckt a bißla nei,
do sãch ich a pãr Leite
un a dãs Rind derbei.
Die Mutter kniet dernaba,
dãs hã ich a gefahn,
die hãtts ei ihrem Laba
nie fer was was gegãn.

U bißla uf der Seite
do kniet a lieber Mãn,
dar sich gãr tief verneichte
un batt dãs Rindlaãn.
Es hãt kai Ploiklabette,
a ainzich Wischla Schtruh,
un doch lãchs a su nette,
kai Mãler moolt's asu.

U Roopla wie a Saibla,
gekrauschpelt wie der Klie
un a su a kwãtschnich Laibla,
noch wesser wie der Schnie.
's hãtte a pãr Wãngla,
ãls wenns a pãr Riesla wern,
a Guschla wie a Engla
un Gudkla wie a pãr Schtarn.

Uf unser ganza Graanze
hoots woll kai sellã Rind;
a su lãch dãs eim Glanze,
ma wurde fãst schier blind.
Ich doocht ei meinem Sinna:
Dãs Rindla schtend dir ã,
nai! wenn ich's kennt gewinna,
a Lammla woocht ich drã.



Hugo Bantau

Schlesische Volksschauspiele

Adventspiel

Personen:

- Kehrweibel:** (altes gebüchtes Weib, mit im Nacken zusammengeknötetem Kopftuch, Schultertuch, einfachem Nieder und Rock.)
- Engel Gabriel:** (Langes, weißes Kleid. Ein durchsichtiger Schleier fällt vom Kopf nach allen Seiten herab. Darüber eine einfache goldene Krone, in der Hand ein Stab als Szepter.)
- Christkindel:** (Wie Gabriel, nur statt der Krone einen Blumenkranz, in der Hand eine mit Bändern geschmückte Rute. Das weiße Kleid mit silbernem Sternchen übersät.)
- Petrus:** (Langes rotes oder blaues Gewand. Papstkrone auf dem Kopf, in der Hand einen großen, goldenen Schlüssel.)
- Rupprich:** (Hohe, kegelförmige, aus Stroh zusammengebundene Mütze. Umgedrehter Pelz, ein aus Stroh zusammengebundener Gürtel. In der einen Hand eine Keule, in der andern einen Sack mit Scherben.)

Kehrweibel:

Gelobt sei Christ ei euer Haus
ich wünsch Glück rein und Unglück naus.

Gabriel:

Ein schön guten Abend zu aller Frist!
Herein schickt mich der heilige Christ.
Der Engel Gabriel bin ich genannt,
das Szepter trag' ich in meiner Hand,
soll sehn, ob die Mädchen und die Knaben
auch immer Gott vor Augen haben.

Bels' Bogenlesebuch * Von Dr. E. Weber u. Dr. H. Schmidt
Bearbeiter: Wilhelm Schremer

G a b r i e l :

Mag das Christkind rein kommen?

Die Mutter (spricht):

Zu, wenn's schön ist.

G a b r i e l :

Christkindelein komm immer herein,
der Stuhl soll dir bereitet sein,
die Thür will ich dir machen auf,
die Kinder warten mit Freuden darauf.

(Öffnet die Thür.)

C h r i s t k i n d :

Ein schön guten Abend geb' euch Gott!
Ich komme herein ohn' allen Spott,
ohn' allen Spott, ohn' allen Schein
such' ich die kleinen Kindelein,
ob sie auch fromm gewesen sein.
Und wenn sie fromm gewesen sein,
hat's draußen einen Wagen stehn,
der ist geschmückt mit schönen Gaben.
Für die Mädchen und für die jungen Knaben.

(spricht):

Wenn sie aber nicht beten und singen,
will ich ihnen eine Rute bringen.
Ei Petrus komm herein!

P e t r u s :

Sankt Petrus bin ich genannt,
die Schlüssel trag' ich in meiner rechten Hand.
Die goldne Kron' auf meinem Haupt,
Die hab ich mir von selbst erlaubt,
und hätt ich mir sie nicht von selbst erlaubt,
so trüg ich sie nicht auf meinem Haupt.

C h r i s t k i n d :

Petrus, du getreuer Knecht,
berichte mir doch eben recht,
ob auch die Mädchen und die Knaben
den Eltern wohl gefolget haben.

P e t r u s :

Ach Christkind, wenn ich soll die rechte Wahrheit sagen,
so muß ich über die kleinen Kinder klagen.
Wenn sie in die Schule gehn,
bleiben sie auf den Gassen stehn,

die Bücher tun sie zerreißen,
 die Blätter in allen Winkeln rumschmeißen:
 Solche Bosheit treiben sie! —
 Ich bin kommen auf die Erde hier,
 die kleinen Kinder zu examinier'n.
 Und wenn sie nichts gelernt han,
 da steht draußen Rupprich der böse Mann;
 der steckt sie in den Sack hinein
 und schleppt sie in das Wasser rein.

Rupprich:

Plitsch, Plitsch Fladerwesch,
 dessa es mersch gâr ze fresch!
 Ich wâr mich ei de Stube macha,
 wâr a Kindrn vertreiba 's Lacha.
 Nächta, wie ich bin v'rbei gezôn,
 do hân se anander gerauft on geschlân,
 hân anander zu Bodem geschmissa,
 on de Klontan vom Holse gerissa.

(Klirt mit den Scherben im Sack.)

Ich bin vom Himmel gefolla,
 Ich hå mer a Sack zerknolla,
 hå mer mei Purzlân zerschlân,
 on muß de Schire eim Sacke hêmtrân
 ich wâr de Kinder sacka ei a Sack,
 wâr se reiba zu Schnupptobat,
 wâr se stuppa ei de Nöse,
 on zum Nösaluch ausblösa.

(Sagt mit der Keule hinter den Kindern her und läßt sie über die Keule springen.)

Christkind:

Ach Petrus, das ist eine böse Mär,
 die ich jetzt von den Kindern hör!
 Hättst du mir das zuvor gesagt,
 so hätt ich mich nicht herein gewagt:
 so hätt ich mir können eine Müß' ersparen
 und wäre wieder nach Engeland gefahren.

(Wendet sich zum Sehen.)

Engel:

Ach heilger Christ, bis nicht so arg!
 Die Kinder sind nicht nach deiner Art.
 Sie sind wie das gewundne Wachs:
 bald sind sie weich, bald sind sie hart;
 die Kinder sind wie die Zweiglein grün,

man kann sie biegen her und hin.

Rehre um, lehre ein,
die Kinder wollen frömmer sein.

(Zu den Kindern):

Werdet ihr fleißig singen und beten,
so wird euch das Christkind eine Bürde bringen,
werdet ihr aber nicht beten und singen,
so wird euch die Rute auf dem Rücken runspringen.

(Kinder singen ein Weihnachtslied. Rupprecht hört mit freundlicher Miene zu und schlägt schließlich mit seiner Keule den Takt.)

G a b r i e l :

(Tritt mit bittender Miene zum Christkind, welches im Hintergrund stehen geblieben war.)

C h r i s t k i n d :

Ei, Engel Gabriel, wenn du tust für sie bitten,
so komm ich wieder hereingeschritten,
so will ich mich noch einmal bedenken
und will den Kindern etwas schenken
daß sie noch lange an uns gedenken
Lieber Gabriel, geh auf meinen Wagen
Und hol herein die Gottesgaben.
hol sie herein, — groß und klein,
wie sie in meinem Garten gewachsen sein.

Gabriel: (geht hinaus und kommt mit einem Korbe voll Apfel, Nüsse usw. wieder.)
Lieber Christkind bin gangen auf den Wagen
und bring' dir hie die Gottesgaben.
(Christkind verteilt die Gaben.)

R u p p r i c h :

Na, da wünsch ich euch ô a langes Laba
Hundertfuszig Ma lang,
hieher wie die Wulka schwaba,
länger wie a Glökastrang
Ich wünsch euch a Säk vull Dukota
und a Säk vull Kleegeld
un an ticht'ja Schweinebrota
un a Schok Sorka wie's euch gefällt.
Un — wenn nu was Gutts zu trinka wär

C h r i s t k i n d :

Lieber Engel Gabriel, spann an den goldnen Wagen,
wir wolln wieder in Himmel fahren.

G a b r i e l : (ab und bald wieder zurück.)

C h r i s t k i n d : (übergibt indessen der Hausfrau die Rute und zeigt dabei auf die Kinder.)

Christkind und Gabriel:

Ade, wir müssen scheiden, ade, wir müssen /fort.
 Hinfort, hinfort steht unser Sinn,
 gen Himmel, gen Himmel da ziehen wir hin.
 Wir ziehn auf einen Rosenplatz,
 wünschen euch allen ein' schön' gute Nacht,
 von Pfefferkuchen eine Tür und von Mustaten
 einen Riegel dafür.
 Ein' schön' gut' Nacht! Glückselge Zeit,
 die der himmlische Vater uns all'n hat bereit!
 Ein' schön' gut' Nacht! Glückselge Zeit,
 der heil'ge Abend ist nicht mehr weit.

Vogt, Weihnachtsspiele des schlesischen Volkes.

1. Christkindspiel

J o s e f (trägt in der Wiege des kleine Christkind, eine Puppe.)

Engel Gabriel (weißes Kleid mit Goldborten betreibt, verschleiert, goldenes
 Zepter.)

Engel Manuel (ebenso, eine Lilie am Zepter.)

Christkind (ganz weiß, trägt eine Rute.)

Zwei Hirten (jeder trägt einen kleinen Christbaum, der erste ein kleines
 Butterfaß, der zweite ein kleines Lämmchen.)

J o s e f:

Guten Abend geb euch Gott,
 kam herein auf keinen Spott,
 kam herein getreten und geschritten,
 hätt' ich ein Roß, so käm ich geritten
 so hab ich kein Roß,
 so muß ich gehn allezeit zu Fuß.
 Zum Zeugen steh ich hier,
 mein Christ steht draußen vor der Tür
 Engel Gabriel, tritt herein,
 laß hören deine Stimme fein,
 es wird dir schon erlaubet sein.

Engel Gabriel:

Ei, schön guten Abend geb euch Gott,
 ich bin ein ausgesandter Bot,
 vom Himmel bin ich herabgesandt,
 Engel Gabriel werd ich genannt.
 Den Zepter trag ich in meiner Hand

und die Kron auf meinem Haupt,
die hat mir Gottes Sohn erlaubt.
Ach Christ, ach Christ, tritt herein,
es wird dir schon erlaubt sein.

Christkind:

Komm herein geschritten und getreten,
will sehen, ob die Kinder ordentlich beten,
wenn sie ordentlich beten und spinnen,
da werde ich ihnen eine große Bürde bringen,
wenn sie nicht ordentlich beten und singen,
wird die Rute auf ihnen herumspringen,
Engel Manuel tritt herein,
es wird dir schon erlaubt sein.

Engel Manuel:

Guten Abend, ihr Alten und Jungen,
vom Himmel bin ich herabgedrungen,
Engel Manuel werd ich genannt,
die Lilie trag ich in meiner Hand,
die Krone trag ich auf meinem Haupt,
das hat mir der heilige Christ erlaubt.
(ruft die Hirten herein)

Ihr Hirten tretet ein,
es wird euch schon erlaubt sein.

Die Hirten

(kommen zur Tür hereingefallen.)

Hälla, hälla,
wären wir bale reingefälla.
Geschwind, geschwind,
es kommt ein rauber Wind.

Der Chor (singt)

Gloria Gloria in excelsis deo!
Gloria Gloria in excelsis deo.

Der erste Hirt:

Horch, Bruder Staffa, wie die Engla singa.

Zweiter Hirt:

Ach, es sein die ala Schöffschalla, die klinga,
schlöf Bruder, schlöf!

Erster Hirt:

Horch, Bruder Staffa, es ist a Kind geburen.

Zweiter Hirt:

Was! Hust 'n Strump verluren
Schlöf, Bruder, schlöf.

Engel:

Auf, auf, ihr Hirten, hurtig und geschwind,
als wie der Wind,
daß ihr das Jesulein findt,
zum Tischler gehn, eine Wiege bestelln,
hübsch und fein
soll sie sein
fürs Kindelein,
fein und gewogen,
wohl überzogen,
hübsch und fein
soll sie sein
fürs Kindelein.
Ihr lieben Hirten, seid froh,
es ist ein Kind geboren
zu Bethlehem im Stall.

Ein Hirt zum andern:

Kumm, Bruder Staffa,
warn sahn, ob wir 's Kindla traffa.

Erster Hirt:

Na, da schenk ich dir a Butterfaß.
Wenn du wirst erwachsa groß,
komm zu mir ei a Unterluß,
will ich dir bringa Butter, Kasebrut,
daß dir wan die Wange rut.

Zweiter Hirt:

Na, do schenk ich dir ein Lämmelein
von dem alten Stämmelein.

Christkind: (zum Josef)

Josef, du getreuer Knecht,
frag ich dich um dieses Recht,
ob kleine Mädal, junge Knaben
Gottes Wort vor Augen haben.

J o s e f:

Ja Gottes Wort vor Augen haben:
 Ja Fluchen und Schelten und Sakramentieren
 sie stets in ihrem Munde führen.
 Sie gehen schlafen und stehen auf,
 so ist es allezeit ihr Gebrauch.
 Wenn sie in die Schule gehen,
 bleiben sie auf der Gasse stehen,
 Blätter aus den Büchern reißen
 und sie in finstere Winkel schmeißen,
 ja solche Possen treiben sie.

C h r i s t k i n d:

Hätt ich diese Worte eher vernommen,
 wär ich nicht erst ins Haus reingekommen.
 Draußen vor der Tür hab ich Roß und Wagen,
 da werd ich wieder gegen Himmel fahren.

D i e E n g e l:

Ach Christ, ach Christ, nicht so hart!
 Es geht ja nicht nach einem Wort.
 Tu dich doch wiederum bedenken,
 tu den Kindern eine Gabe schenken.

C h r i s t k i n d:

Weil die Engel so liebeich bitten,
 tut sich mein Herz im Leib erquicken,
 will ich wiederum bedenken
 und den Kindern eine Gabe schenken.
 Engel Manuel, reich mir das Körbelein,
 wo die Gaben darinnen sein.

E n g e l M a n u e l:

Nun reich ich dir das Körbelein,
 wo die Gaben darinnen sein.

(Gaben werden ausgeteilt)

C h r i s t k i n d:

Ach Josef, liebster Josef mein,
 es wird bald Zeit um Herberge sein.

J o s e f: (zum ersten Hirten)

Guten Abend, mein Mann!

E r s t e r H i r t (zu Josef):

Dank dir, mein Gespann,
 was ist dein Begehrt?

Josef:

Verschaff mir Ruh und Rast.

Erster Hirt:

Bist mir gar ein herber Gast.
Sag dir kurz und gut mit einem Wort:
pack dich fort an einen andern Ort.

Josef (zum zweiten Hirten):

Guten Abend, mein Mann.

Zweiter Hirt:

Dank dir, mein Gespann.
Was ist dein Begehrt?

Josef:

Bies gebata um Nachtharbarge.

Zweiter Hirt:

Ich geb dir keine. Geh in Jakobsstall,
kriegst du Herberg überall.

Christkind: (zu Josef)

Ach Josef, liebster Josef mein,
es wird bald Zeit um Herberg sein.

Josef:

Stall soll unser Herberg sein.

Christkind:

Ach Josef, liebster Josef mein,
ach, verschaff dem Kind ein Wiegelein.

Josef:

Kripppla söl die Wiege sein.

Christkind:

Ach Josef, liebster Josef mein,
verschaff dem Kinde ein Bettlein.

Josef:

Struh und Hei full's Bettla sein!

Christkind:

Ach Josef, liebster Josef mein,
verschaff dem Kinde Windelein.

Josef:

Schlerlei soll dei Windel sein.

Christkind:

Ach Josef, liefter Josef mein,
wieg mir das Kindelein.

Josef:

Söl iech däs Kindla wiega,
kän men ala Puckel selber kaum biega.
(Er wiegt) Hunne, hunne sausei,
schlo der Käke a Puckel ei!

(Chor singt)

Wir wollen das Kindelein wiegen,
das Herze zum Krippelein biegen.

(Indem sie in der Stube herumgehen):

Guten Abend, Guten Abend,
glückselige Zeit,
wir Herren sind vom grünen Zweig,
wir sind die Herren von Babylon,
wir haben schneeweiße Kleider an.
Wir gingen wohl über den Berg hinaus,
wir fanden das Kindelein im Krippelein,
der alte Mann Josef stand nahe dabei;
er mochte halb erfroren sein.
Der alte Mann Josef zog Hemdelein aus
und machte dem Kindel paar Windeln draus.
Wir treten alle auf ein Lilienblatt
und wünschen euch allen gute Nacht.
Wir ziehen davon und loben Gott.

Aus Johndorf bei Wartha.

2. Christkindspiel

Personen:

(Der Engel Gabriel, das Christkind, St. Josef, St. Petrus; das Christkind kommt herein.)

Ei, schön guten Abend, grüß euch Gott!
Ich komm herein in allem Spott,
in allem Spott, in allem Schein,
ich suche fromme Kinderlein,
ich such sie groß, ich such sie klein,
wie sie hier zu finden sein.
Ei, Petrus, wenn du zugegen bist.
komm doch auch herein.

P e t r u s (kommt herein):

Petrus, Petrus, werd' ich genannt,
die Schlüssel trag ich in meiner Hand,
die Kron' auf meinem Haupt,
hat mir Gottes Sohn erlaubt,
hätt' sie Gott mir nicht erlaubt,
trüg' ich sie nicht auf meinem Haupt.
Ei Josef, wenn du zugegen bist,
komm auch herein.

J o s e f (tritt herein):

Plitsch, platsch, Pladerwisch,
draußen ist mir's doch zu frisch,
war mich ei die Stube packa,
war a Kindern vertreiba das Lacha,
war sie packa ei an Sack,
war sie reiba zu Schnupftoback,
war sie stuppa ei die Nase,
bin vom Himmel gefälla,
hab mir a Sack zerknälla,
hob mer a Porzellan zerkschlän
und muß die Scherbe im Sacke trän.

C h r i s t k i n d :

Ei Petrus, du frommer und getreuer Knecht,
berichtest mich soeben recht,
ob die Mädchen urd die Knaben
auch Gottes Wort vor Augen haben.

P e t r u s :

Ei Christkind, wenn ich dir soll die Wahrheit sagen,
muß ich über die Kinder klagen:
des Morgens, wenn sie in die Schule gehn,
bleiben sie auf allen Gassen stehn,
die Bücher tun sie zerreißen,
die Blätter in die Winkel schmeißen.
Solche Possen treiben sie.

C h r i s t k i n d :

Ei Petrus, hättest du mir das zuvor gesagt,
hätte ich mich nicht herein gewagt,
da hätt' ich mir meine Mühe erspart,
und wär' gen Himmel gefahren.

G a b r i e l :

Ei Christkind, sei doch nicht so hart,
es sind ja Kindelein,
wie das weiße Wachs so rein.

C h r i s t k i n d :

Ei Gabriel, wenn du tust bitten,
komm ich wieder herein geschritten,
ich will mich schwenken auf Roß und Wagen
und will den Kindern schenken viel gute Gaben,
viel Gaben und Geschenke,
damit die Kinder an uns gedenken.

G a b r i e l :

Ei, Christkind, schwenk dein Körbchen herum
und beschenk die Mädchen und die Jungen.

(Das Christkind beschenkt die Kinder, und die andern singen zusammen: Vom Himmel hoch, da komm ich her usw. die beiden ersten Strophen, darauf knien alle zur Wiege und singen:)

Wir fallen dem Kindlein zu Füßen,
wir wollen das Kindlein küssen.
Schlaf Kindlein süß, schlaf Kindlein süß.

C h r i s t k i n d :

Ach Josef mein.

J o s e f :

Was soll denn sein?

C h r i s t k i n d :

Wo wird des Kindes Wiege sein?

J o s e f :

Draußen im Stall hat es ein altes Krippelein,
das soll des Kindes Wiege sein.

Alle singen 3 mal:

Soll ja so sein, soll des Kindes Wiege sein.

C h r i s t k i n d :

Ach Joseph mein.

J o s e f :

Was soll denn schon wieder sein?

C h r i s t k i n d :

Was soll des Kindes Windel sein?

J o s e f :

Draußen im Stall ist ein altes Hemdelein,
das soll des Kindes Windel sein.

Alle singen 3 mal:

Soll ja so sein, soll des Kindes Windel sein.

C h r i s t k i n d :

Ach Josef mein.

J o s e f:

Was wird denn schon wieder sein!

C h r i s t k i n d:

Wo werden des Kindes seine Diener sein?

J o s e f:

Draußen im Stall hat es ein Ochs und sein Eslein,
die sollen des Kindes Diener sein.

(Alle singen 3 mal):

Die sollens sein, die sollen des Kindes Diener sein.

C h r i s t k i n d:

Ach Josef mein.

J o s e f:

Was wird denn schon wieder sein?

C h r i s t k i n d:

Ach Josef mein, wiege mir das Kindelein.

J o s e f:

Wie kån iech das Kindla wiega,
ich kån men Buckel salber kaum biega,
uf a Summer, wenn mir Häber binda,
wart sich mei Buckel vo salber eifinda.

C h r i s t k i n d:

(schlägt Josef auf den Rücken und spricht:)

Ich werde dir den Buckel biegen.

A l l e s i n g e n:

Steht ihr Brüder, steht doch auf,
geht mit mir zugleich hinaus,
dort wo jene Hirten stehn,
in den Stall nach Bethlehem.
Seht Maria die Jungfrau an
und Josef den alten Mann,
und das kleine Jesulein
legen sie auf Stroh und Heu.
Ade, ade zur guten Nacht,
der heilige Christ hat uns bewacht,
wir können länger uns nicht verweilen,
wir müssen wieder weiter eilen.
Ade, wir müssen scheiden,
die Zeit will uns nicht reichen,
ade, wir müssen fort
an einen andern Ort.

Herodesspiel

Personen:

1. Ein Engel;
2. König Herodes;
3. Laban, dessen Diener;
4. Die drei Weisen aus dem Morgenlande, darunter ein Mohr, oder der Mohr allein als Vertreter der drei Weisen.
5. Der Schäfer mit drei Hirten.

Die Kleider sind einfach. Der Engel trägt wie die Weisen einfache, gewöhnliche Hemden über den Kleidern, der Engel noch Flügel. Herodes erscheint mit Krone, Zepter, Schwert. Laban in umgewandtem Rock, der Schäfer mit langem Stab, Strohhut mit buntem Bande und Sträußchen. Er ist die lustige Person. Die Krone der Könige ist aus steifem Papier gearbeitet, mit Goldblatt überklebt.

Nachdem auf die Frage: „Könn mer Herodes spielen?“ die Erlaubnis erteilt worden ist, beginnt der Engel. (Die Weisen zu den Gesängen in den Volksliedern aus dem Sulzgebirge.)

Der Engel allein:

Ich trete herein mit Scherzen,
die Mutter zu ergötzen
mit ihrem kleinen Kindelein,
das soll uns allen Heiland sein.

Gesang der drei Weisen:

Wir treten herein ohne allen Spott,
ein schön' guten Abend den gebe Euch Gott;
einen schönen guten Abend, eine fröhliche Zeit,
die uns der Herr Christus hat bereit.
Wir sind gezogen in großer Eil,
in dreißig Tagen vierhundert Meil'n,
und als wir kamen vor Herodes Haus,
da schaute Herodes zum Fenster heraus.
Herodes sprach in falschem Sinn:
„Ihr lieben drei Weisen, wo zieht ihr hin? —
Nach Bethlehem ins jüdische Land,
da sind wir drei Weisen gar wohl bekannt.“

Der König aus dem Mohrenlande spricht:

Ich bin der König aus Mohrenland,
die Sonne hat mich kohlschwarz verbrannt,
schwarz bin ich, das weiß ich,
die Schuld ist aber die meine nicht,
die Schuld ist meiner Mutter Kindermagd,
daß sie mich nicht rein gewaschen hat,
hätt' sie mich gewaschen mit einem Schwamm,

da wär ich weiß wie ein Lamm,
so aber hat sie mich gewaschen mit einem Lappen,
drum bin ich schwarz wie ein Rappen.

Die Feder ist mein Amt,
Die Tinte mein Blut,
so schreib ich mich klug!

König Herodes tritt mit dem Diener auf:

König Herodes werd ich genannt,
das Zepter trag ich in meiner rechten Hand,
das Schwert an meiner linken Seiten,
wer wagt mit mir zu streiten? —

Schreibst du dich klug, so sage mir doch,
wo der neugeborene König der Juden zu finden ist?

Mohrenkönig:

Zu Bethlehem!

König Herodes:

Nun, mein treuer Diener Laban,
gehe hinaus und töte alle Kinder,
die zwei Jahre und darüber sind.

Die Zurückbleibenden singen:

Nun schleicht er wieder zur Türe hinaus!
Ihm sei Ehre und Preis!

König Herodes:

Nun komm herein, mein treuer Diener!

Laban spricht:

Ich trete herein in dieses Haus,
die Sache hab' ich recht gut gerichtet aus.
Viel Tausend hab' ich erschlagen,
sie durften kein Wort nicht sagen.
Die Kinder schrien gar jämmerlich,
ich aber hatte Erbarmen nicht.

bei Seite) Es tat mir selber leid, daß ich so grausam gehandelt hab.

Herodes:

Recht, mein Sohn — — — (sinnt)
Ich sitze, ich sitze in schweren Angedacht,
ich weiß nicht, was mir träumte diese Nacht,
ich weiß nicht, was mir kommt in den Sinn,
daß ich so traurig bin.

Die Traurigkeit,
mein Herzeleid,
daß mich die drei Weisen betrogen,
das Kind Jesus aus dem Lande gezogen.

(Schäfer tritt vor)

L a b a n:

Vivat! Vivat!! Schäfer erzähle mir etwas von den Schafen.

H e r o d e s:

Schäfer, komm und erzähle mir etwas von deinen Schafen.

S c h ä f e r:

Als ich vom Berge herabkam, legte ich mich unter eine grüne Eiche, da kam ein Wolf und wollte mir eins von meiner Herde rauben. Ich aber war nicht faul, nahm meinen Hirtenstab und schlug ihn hinter die Ohren, daß er in tausend Stücke zersprang. (schlägt den Stab auf)

S c h ä f e r s i n g t u n d t a n z t:

Ob ich gleich ein Schäfer bin,
hab ich doch noch frohen Sinn,
froher Sinn und heit'res Leben
ist mit lauter Lust umgeben,
wech'sle meinen Hirtenstab
nicht mit Kron und Zepter ab. (dreht seinen Stab, tanzt)

Wenn dann früh die Sonn' aufgeht
und der Tau im Grase steht,
treibe ich mit Glockenschalle
meine Schafe aus dem Stalle
auf die grüne Wiese hin,
wo ich stets alleine bin.

Und den Hund, das treue Tier,
hab' ich jederzeit bei mir;
wo ich liege oder schlafe,
da behüt' er meine Schafe
und vertreibt mir alles Leid
bis zur späten Abendzeit.

Wenn ich hungrig, durstig bin,
treib ich zu der Quelle hin,
und wird mir die Zeit zu lang,
sing ich meinen Hirtenfang,
kommt die kühle Abendzeit,
treib ich meine Schafe ein.

Schäfer spricht:

Ein Schäfer trägt Sorgen für seine Schafe;
geht abends spät schlafen,
steht morgens früh auf.

Der Schäfer ruft:

Ihr Hirten steht auf! uns ist ein Kind geboren!
Die Hirten schlaftrunken:
Kind geburn — — Kind geburn — —?

Schäfer:

Ihr Hirten steht auf, ein Kind ist uns geboren!

Die Hirten:

Wenn das su full sein,
war'n mer ei die Städt lausa
und dem Kindla wäs kaufsa!

Gespräch der Hirten:

Bruder, wäs warscht du denn dam Kindla kesa? —
A Kleinod Guld für der Welt Sünde. —
Und, Bruder, wäs warscht du dam Kindla kesa?
Guld, Weihrauch und Myrrhen, daß das Kindla wat
ewiglich laba und a mieh gedenta.

(Es klopf an, die Hirten rufen:)

He, wa ies draußa, kumm bale rei!

Laban (vom König entlassen) kommt herein und spricht:

He, ihr Hirten, ich muß euch sagen,
Arbeit will ich von euch haben.

(Die Hirten klagen Laban ihre Not mit folgenden Worten:)

1. Hirt:

Nu, mei lieber Gespän, ich war derr men Kummer klän,
de hän mer men weißköppiga Suh'n derschlä'n,
mei Weib flennt Tag und Nacht,
daß dunnert und tracht —

2. Hirt:

Nu, mei lieber Gespän, ich muß dir au men Kummer klän:
Gestarn, wie ich aus der Städt ging,
kam a grußer Herr geganga,
mit lauter Tressa wär a behanga,
da trat zu mer und ich zu ihm —
und wie mir eim besta Tischforsche worrn, do sat a:
Ihr Schäfer seid doch grobe Loite.
Nu, hät't mer ne kinna rischer ruffa,
do hätt' ch' m wulln a Puckel pucha.

3. Hirt:

Nu, mei lieber Gespän, ich war mem Wart a Dienst
uffän, und do wam mer derfo ziehn, wu die gebrotna
Taubä ei's Maul fliega und wu sie die Knie mit
Rucha flicka und die Zähne mit Knackwärschtla spicka.

S c h ä f e r:

Stille nu. Der Heiland ies geburn.

(Er singt):

O Freda, ieber Freda,
ihr Nupfern, kummt und hiert,
wäs uns do uff da Weda
vor Wunderding possiert.

Es kām zu uns a Eng'la,
bei hucher Mitternacht,
da sang mir a Gesängla,
däs mir is Härze lacht.

U säte: Frät euch alle,
der Heiland ies geburn,
zu Bethlehem eim Ställe
wad ihr däs Kindla sahn.

Alle singen:

Nun ziehen wir wieder den Berg hinauf
und sagen euch allen eine glückselige Nacht.
In Ewigkeit!
Der heilige Abend ist nicht mehr weit.

Aus dem Eulengebirge.

Das Glazzer Sommer- und Winterspiel

Personen:

S o m m e r: (Männliche Person. Trägt leichten, langen Rock, großen Strohhut mit einem Ahrenbüschel, in der Hand einen Rechen.)

W i n t e r: (Männliche Person. Trägt umgekehrten weißen Schafpelz, Pelzmütze, langen weißen Bart, Fausthandschuhe, große Stiefeln, die mit Stroh umhüllt sind; in der Hand einen derben Knotenstock.)

S o m m e r u n d W i n t e r (beim Eintritt):

Der Sommer und Winter, wir treten herein,
es sollte und wollte der Sommer bald sein.

Sommer und Winter

(stellen sich in der Stube auf):

Gott grüß euch, ihr Herren und Damen und Mannschaften,
schaut euch den Sommer und Winter wohl an.
Ein Kurzweil wollen wir euch machen,
daß Sie werden müssen darüber lachen.

Sommer:

Äpfel und Birnen habe ich Euch lassen wachsen,
die hab ich Euch gegeben zum Essen,
jetzt aber kommt der Winter, der grausame Mann,
der zieht Euch Schuh und Zippelpelz an.

Winter:

Ei, Sommer warum schimpfst du mich einen grausamen
Ich hab dir noch niemals was zuleide getan. [Mann?
Solche Schmähwörter verdrießen mich von dir,
ich hab in meinem Stall noch über hunderttausend Stück Vieh,
und sollt ich auch wagen die beste Kuh,
will ich sehn, ob ich bin Herr oder du.

Der Winter singt:

Ich bin der Winter hart,
mit warmen Kleidern angetan,
dazu ein'n langen Bart.
Ein'n langen Bart, ein gut' Paar Schuh,
Handschuh und Mütze noch dazu
und noch ein'n Zippelpelz.

Der Sommer singt:

(immer eine Oktave höher mit Kopfstimme.)

Ich bin der Sommer schön,
ich darf mich ja nicht rühmen,
die Herren werd'n 's verstehn.
Und wenn der Frühling tritt herein,
freun sich die Menschen groß und klein,
und alles tut fröhlich sein.

Winter:

Wann's kommt um Rathrein an,
da spann ich meine Teiche,
viel Fische ich mir fang.
Fang mir viel Karpfen und Forell'n
und tu's in meine Wasserquell'n,
mach mir ein gute Mahlzeit.

S o m m e r:

Wenn's kommt um Jörchntag,
 Da sä ich meinen Samen aus
 und bitte Gott um Snad,
 daß er uns schent den Segen sein,
 dazu das liebe Getreide mein,
 damit ich Nahrung hab.

W i n t e r:

Wenn's kommt um Franziskustag,
 zieh ich auf meinen Ackerbau,
 viel Wildpret ich einfang.
 Ich fange Hasen und auch Füchsf'
 und laß mir machen ein ungarische Müh,
 ihr Herren, die steht scharmant.

S o m m e r:

Wann's kommt um Johanni an,
 hau ich das Gras von Wiesen ab,
 viel Futter ich mir mach.
 Ich mach viel Futter für das Vieh,
 viel Kinder ich mir auferzieh,
 ach, Winter, das kannst du nicht.

W i n t e r:

Ach, Sommer, du alter Schlauer,
 da machst den alten Mutterle
 die Milch und Molka sauer,
 du machst die Jungfern träg und faul,
 und selber biste schlau um's Maul
 und obendrein ohn Bart.

S o m m e r:

Ach, Winter, du herber Gesell,
 du treibst die alten Mutterle
 vom Ofen bis zu der Höll.
 Du machst da Jungfern frischen Mut,
 daß sie nicht bleiben an einem Ort.
 Ach, Winter, das kannst du gut.

W i n t e r:

Wann's kommt um die Weihnachtzeit,
 da bac ich fetta Rucha
 und schlacht a fettes Schwein.
 Ich schmier mir meinen Bart mit Speck
 und leg mich in mein Ehebett,
 ei, Sommer, das kannst du nicht.

S o m m e r :

Ach, Winter, du gefräziger Mann,
du sprichst alle Tag von guter Speis'
und baußt dir selbst nichts an.
Ich hab dir's gefahren in die Scheuer ein,
da hast's gefressen in den Hals hinein,
kein Dank wird bei dir sein.

W i n t e r :

Kein Fresser bin ich nicht.
Ich bin ein guter Arbeiter;
das darfst du sagen nicht.
Mit meiner Schwing, mit meiner Dresch
ich Korn und Weizen mir ausdresch,
daß ich mein Nahrung hab.

S o m m e r :

Ach, Winter, jetzt schweige still,
ich will dir's erst beweisen
durch meinen Ernst dahin;
ich will dir nicht mehr wachsen laß,
der Hunger wird dich greifen an,
das wüßte schon erfahrn.

W i n t e r :

Was scheer ich mich um Zuwachs,
ich setz mich ei die Eke hie
und spinn da langa Flachs,
und ich verkauf das schiene Gärn,
zum Troß bloos ich dir ei das Horn
und spiel mir de Käß mit Geld.

S o m m e r :

Jetzt Winter, host's bei mir aus,
denn ich sag's korz und gut;
sicher dich aus meinem Haus,
ich will dich werfen hintern Strauch,
den Bart will ich dir rausen aus,
die Sonne soll dich verzehren.

W i n t e r :

Ach, Sommer, tu das nicht,
ich will mich unterwerfen,
will leben nach meiner Pflicht,
du bist der Herr und ich der Knecht,
so haben wir alle beide recht,
ich bitt, du mög'st verzeihn.

S o m m e r :

Verzeihen will ich schon,
 du mußt dich aber recht halten,
 mußt führen keinen Groll.
 Du mußt nicht so leichtfertig sein,
 mußt helfen singen ein Liedelein
 dem lieben Gott zu Ehr'n.

S o m m e r u n d W i n t e r :

Die Gott erschaffen hat,
 den Sommer und den Winter
 zu seiner Ehr und Pracht,
 die wollen bitten allzugleich,
 daß er uns schenk das Himmelreich,
 die ewige Seligkeit.

Amst, Volkslieder der Grafschaft Glatz.

D e r s c h l e s i s c h e S p i n n a b e n d .

Unter Vorantritt der Musik ma schiert die in schlesische Bauerntracht gekleidete Spinnerschar in die Spinnstube ein. Während die Spinner sich um den brennenden Schleifenleuchter gruppieren, der vom Kühjungen unterhalten wird, und alsbald mit dem Spinnen beginnen, reißten einstweilen Männer und Burschen mit dem großen Schleifenhobel Schleifen.

S p i n n m e i s t e r i n :

Na nu könda die wull amol ushirm mit dam Schleifareißa, jist singa mer amol a Lied, sunst schlofa mer de Spinner ei. Was wulln mer denn singa? Ich dächte: Wie schön ist das ländliche Leben, das kinnt'r ju olle.

S p i n n e r s c h a r :

Ja, ja, das wulln mer singa.

G e s a n g :

Wie schön ist das ländliche Leben,
 Mein Häuschen auf grünender Flur,
 von schattigen Bäumen umgeben,
 wie glücklich macht mich die Natur.
 Tralala, tralala, tralala, tralala,
 wie glücklich macht mich die Natur.

Im kühlenden Schatten der Bäume,
 da sitz ich so gerne allein,
 da wiegen mich goldene Träume
 der schönen Vergangenheit ein.
 Tralala usw.

Zufrieden leb' ich auf dem Lande,
 obgleich ich kein Edelmann bin,
 mir schwinden im mittleren Stande
 die Tage so fröhlich dahin.
 Tralala usw.

Ein Strahl der Morgensonne
 drängt sich in mein Häuschen hinein,
 ich fühl unaussprechliche Wonne,
 kein Mensch kann glücklicher sein.
 Tralala usw.

Die Schwalbe singt oben am Dache
 mir zwitschernd ein Morgenlied vor,
 ich höre, sobald ich erwache,
 der Vögelein singenden Chor.
 Tralala usw.

Die Wachtel schlägt in dem Getreide,
 die Nachtigall schlägt in dem Hain,
 die Lerche stimmt auf der Heide
 ihr Liedchen so fröhlich mit ein.
 Tralala usw.

Mein Lager verlaß ich mit Freuden
 und geh in die schöne Natur,
 ich fühle nicht Gram und nicht Leiden,
 mir lächelt die blühende Flur.
 Tralala usw.

Willkommen du göttlicher Morgen,
 in deiner erfrischenden Luft
 vergeß ich die nächtlichen Sorgen
 und atme balsamischen Duft.
 Tralala usw.

Nie werd ich die Städter beneiden,
 die Luxus und Ehrgeiz beseelt,
 dies sind nur phantastische Freuden,
 sie werden vom Kummer gequält.
 Tralala usw.

Ich lob' mir meinen ländlichen Kittel,
 der ist nur ganz simpel gemacht,
 ich geiz' nicht nach Ehr' und nach Titel,
 das ist nur falsch scheinende Pracht.
 Tralala usw.

Ein ländlicher Abend voll Wonne
 der strömt mir Seligkeit zu,
 ein Goldstrahl der sinkenden Sonne
 begleitet den Landmann zur Ruh.
 Tralala usw.

Wie göttlich scheint dann durch das Fenster
 der Mond in das Stübchen hinein,
 was könnte mir wohl erwünschter
 als eine so schöne Nacht sein.
 Tralala usw.

Otto Goldbach, den Spinnern die „Neze“ herumreichend: Na, weil ihr a su schien gesunga hät, da breng iech euch hie was, das euch nie de Zunge und de Lippe vertreuga.

Spinnerschar:

Ich wil aber o was hän, — lußt o mir no was, — ich wil an walte Rübe — und ich an Mire, — das ich nie ant gräde 's Überbleißel kriege, — sucht euch nie ant gräde's Beste raus, — ich wil a pár gebadne Berna — und ich a pár Kerscha, — de Verbraunta mag ich nie, die kån sich jemand andersch nahma, — mir gabt och a pár Appelspättn, ich wil a pár Pflauma — und ich a pár Schlinn, die macha an gude Neze.

Der Bramricher Gornmån:

Guden Obend! Na viel Glück zum Handwerk.

Oskar B.: Ne do satt och amol hiehar, was mer do no fer Besuch kriege, do kimmt gar no der Gornmån vo Quort-Bramrich, wu brengt och dan der Geiar hargerieta, do bien ich doch werkllich neuschierich, was dar a su spät no wil; a denkt vermutlich, hie kån a billig Gorn eitefa.

Gornmån: Wu is denn dar Bauer, dar Lindatrieb?

Otto Goldbach: A is uf'm Boden und flickt a Sieb.

Gornmån: Sun Obend, Lindatrieb.

Otto Goldbach: Schön Dank, ich flickt a Sieb, ich flickt a Sieb.

Gornmån: Wu is denn nu de Fraue, dar dicke Paks?

Frau Seidel: Die is uf'm Söller und zählt a Flachs.

Gornmån: Guden Obend, dicker Paks.

Frau Seidel: Schön Dank, ich zähl a Flachs, ich zähl a Flachs.

Gornmån: Wu is denn de Köchin, dar lange Sterdel?

Frau S. Mengel: Die is in der Küche und leckt am Querdel.

Gornmån: Guden Obend, langer Sterdel,

Frau S. Mengel: Schön Dank, ich leckt am Querdel, ich leckt' am Querdel.

Gornmån: Wu is denn de Gruzemoid, de Plimpeldicke?

Frau I. Mengel: Die is eim Stolle und milkt die Ziege.

Gornmån: Guden Obend, Plimpeldicke.

Frau I. Mengel: Schön Dank, ich malt de Ziege, ich malt Ziege.

Gornmån: Wu is denn de Mittelmoid, dar Basenstiel?

Frau B.: Die is ei der Kammer und fährt de Diel.

Gornmån: Guden Obend, Basenstiel.

Frau B.: Schön Dank, ich fährt de Diel, ich fährt de Diel.

Gornmån: Wu is denn de Klenemoid, das Schutagebund?

Frau H.: Die is im Hofe und lockt a Hund.

Gornmån: Guden Obend, Schutagebund.

Frau H.: Schön Dank, ich lockt a Hund, ich lockt a Hund.

Gornmån: Wu is denn das Maidel, dar Fladerwisch?

Frau B.: Die is ei der Stube und wäscht a Tisch.

Gornmån: Guden Obend, Fladerwisch.

Frau B.: Schön Dank, ich woscht a Tisch, ich woscht a Tisch.

Gornmån: Wu is denn nu dar Rühjunge, dar klene Pix?

Gustav B.: A sitzt beim Leichter und is gefix.

Gornmån: Guden Obend, klenner Pix.

Gustav B.: Schön Dank, ich bin gefix, ich bin gefix.

Gornmån: Wu is denn der Stäler, der faula Lämmel?

Oswald W.: A is eim Stolle und pußt de Schimmel.

Gornmån: Guden Obend, fauler Lämmel.

Oswald W.: Schön Dank, ich pußt de Schimmel, ich pußt de Schimmel.

Gornmån: Wu is denn dar Rutsche, dar grobe Mån?

Gustav M.: A is eim Hofe und schmerzt a Wan.

Gornmån: Guden Obend, grober Mån.

Gustav M.: Schön Dank, ich pußt a Wan, ich pußt a Wan.

Gornmån: Wu is dann dar Schaser, dar Hekaschinder?

Gustav Sch.: A is bei a Schofa und schnitt fer de Kinder.

Gornmån: Guden Obend, Hekaschinder.

Gustav Sch.: Schön Dank, ich schnitt fer de Kinder, ich schnitt fer de Kinder.

Gornmån: Wu is denn dar Scheunknecht, der Klippelschlägel?

R. S.: A is ei der Scheune und flickt de Flügel.

Gornmån: Guden Obend, Klippelschlägel.

R. S.: Schön Dank, ich flickt de Flügel, ich flickt de Flügel.

Gornmån: Wu is denn dar Grußknecht, dar versuffne Strick?

Fraugott M.: A is ei der Stube und tut halt nix.

Gornmån: Guden Obend, versuffner Strick.

Fraugott M.: Schön Dank, ich tu halt nix, ich tu halt nix.

Gornmån: Ich sah, 's sticht Olls hie ei dam Hause richtig,

de Leute sein zur Arbeit tüchtig,

's is a Gefurre und Radergeschnurre.

A jedes spinnt hie im de Wette,

als ob's gar kene Leimt meh hätte,
drim bleib ich do, bis se warn wesa;
verlechte kån ich's Sorn no kesa.

Frau G. Mengel: Mutter erzähl ins jiz an Geschichte, du wißt doch immer sune schine Geschichte, mir warn o recht fleißig spinn.

Frau C. M.: Nu 's is gutt, do war ich euch amol ene vo „Jmgi-Dingern“ erzähl.

Klara: Ne, ne, Frau Mengeln, do fercht mer ins zu sir, wenn mer hêm gin.

Oswald W.: Is ward euch wull nie glei verschleppa, mir warn euch schunt de Furcht vertreib.

Frau Gr.: Mir wår an Geschichte vom Grömannla o lieber oder an Räubergeschichte, die hîr ich o sir garne.

Frau Sp.: Geschichte vom Rübezål sein doch o recht hibsch.

Oskar B.: Ne, ne, do werd nißcht draus, mir wulln an Geschichte vo Jmgi-Dingern hîren, wu ma sich asu recht ferchta tutt.

Frau C. M.: Na do lußt euch's amol erzähl, wie mir's derhême bei Väter und Mutter amol erganga is. 's wår glei nôhm kåla Termerte, hu mir grufelt's heute no, wenn ich drå denke, der Väter wår ei a Kratschim geganga, de Mutter schlofa und de Frovöcker worn zu Fichta Beata zum Lichta gelofa, ich wår mutterseelenallêne und sponn. Ich wård faul und nickte a wing ei, do kãm wås ei der Stube afür gekullert und under a gruþa Tisch, ich ging ei de Helle, nãm mer ei êne Hand s Lampla, ei de andre is Ufakrikla und loichte under a Tisch und under de Banke, do hot's aber nißcht wie Vaters Hulzlåttscha. Ich sokte mich wieder as Radla, uf emol kimmt an weiße Frau rei und stit hinger mir, se geagelte a pãrmol im de Saule rim, suchtelte mit a Hãnda ei de Luft, dernochert ging se zum Fensterbrãtla, nãhm an Handjol Appernaschãln und schmiß no mir, ich ducte mich, und do ich mich imdrãhte, kruch se grãde zum Schlüsselluche naus. Uf emol krãht's å der Türe, do kãma drei sulche klêne Pãpel, is worn rêna Fertadinger, die tanzta immer ei der Stube uf und ob, huckta anander uf und krucha on der Saule nuf, uf de Rispe, schmissa da Kalender runder und rissa de Klãßlahengste aus'm Riße. . . .

Spinnerfchar:

Ne mir leßt's urntlich eifelãlt über a Rûcka drãnunder, — mir grufelt's jizt no, — ich hã an urntliche Gãnsehaut gekriegt, — ich wår gesturba ver Angst, — Frau Hoffmann, wås werschd oð du gesãt han, wenn dir dås possiert wår, — ach, ich wår immer aus enner Ohnmacht ei de andre gefolln.

Luije S.: Mir mîga freilich nie allêne hêmgin, mir ferchta ins zu sir.

Oswald W.: Lußt's oð gutt sein, ich gi mit euch, dås euch nißcht possiert.

Rühjunge: Ma kimt gar ne aus der Angst raus. Gestarn Obend hot orscht de Grufmoid erzahlt, die kân kene Nacht schlofa, die drückt immer der Olp asu sir, und die spricht, das is wetter niemand ols de âle Tutagrabern vo Kle-Portsdurf, die is a Olp. Ich gi heut freilich nie ei de Kommer schlofa, ich lâ mich hiehar uf de Afabanke, is Schlüsselloch tu ich mit Wargpuka zustuppa, do kân se nie rei.

Frau M. S.: Ach, ich wünschte, ich wâr hêm, wenn ich wenigstens beim Schnâbelteiche verbei wâr.

Frau S.: Was hot's denn durte, Mëster Sattlern?

Frau M. S.: Gott'r no nîcht gehurt, durte treibt a âla Huckuf sei Wasa.

Frau E. M.: Ne, was se fer Dinge bringa.

Frau M. S.: Lekhin is de Grufemoid vo Harn Bunzel no Rosa zum Lichta geganga, und wie se uf hêmzu bem Schnâbelteiche verbeigît, do huckt'r was uf. Das Madel is acht Tage krank gewast fer Schred.

Konrad S.: Ich glêb's ni, war weß, was die Mâd wilde gemacht hot.

Klara und Luise: Ne, ne, 's is wâr, de Ulken und de Geislarn hon's gesât, 's git durte nie mit richtigâ Dinga zu.

Konrad S.: Nu freill, wenn's die Ulken und de Geislern sân, muß wôr sein.

Frau S. M.: Nu durt kimmt au immer a Reiter, dar hot'n Kupp under'm Orme. Inse Frowölker worn vergangens ei Barschdurf zur Musik, und wie se hêmgin, begânt a der Reiter. Die worn mër tut wie labendig, wie se hêmkâma.

Frau H.: Ei Kle-Rosa bem Schlusse sol's o imgin. Do kimmt no olle Obende an weiße Frau bei's Woll, die tutt sich durt de Hâre kâmma.

Frau B.: Ja, ja das is wôr, und wullt'r wissa, war das is, das is de Frau von Mohl, die hat sich ein Wolle ertrântt, und weil se kene Ruhe findt, do kimmt se wieder.

Oskar B.: Na hirt od jîz amol uf mit da Gespenstergeschichta, ich hà sunst meine liebe Nut, wie ich euch hêmbrenge. Zulezt muß ich noch vom Schulza a Kostawoin borga, daß ich euch uflâde, doß euch nie der Huckuf ufhußt.

E. M.: Und doß ihr wieder uf andre Gedanka kummt, do schlo ich für, mer singa wieder a Lied; was wulln mer singa? 's stund a Beemla uf'm Miste, — Sôl ich a denn werklîch lieba oder: Spinn, spinn, meine liebe Tochter.

Oskar S.: Sing mer od jîke: 's stund a Beemla uf'm Miste.

Gesang:

's stund a Beemla uf'm Miste, huch Sâdelbaum!
 's trât viel Appel und viel Nüsse, huch Sâdelboum!
 Schüttel und rüttel a gala Klî, o weh, o weh, 's werd immer
 grün, hîr ich an Vogel feifa.
 O weh, o weh, o weh, der Vogel fefft no meh.

Wu söl denn nu de Hurt jiz sein? Huch Sadelbaum!
 Ei Herzigwal is hübsch und fein, durt werd o kinn de Hurt
 schun sein.
 Schüttel und rüttel a gala Kli usw.

War werd denn do der Bräutjum sein? Huch Sadelbaum!
 Götfried dar is hibsch und fein, dar kån der Bräutjum sein!
 Schüttel und rüttel a gala Kli usw.

War werd denn do de Braut nu sein? Huch Sadelbaum!
 Dore die is hibsch und fein, die werd wull kinn de Braut o sein.
 Schüttel und rüttel usw.

Wer werd denn nu der Junggesell sein? Huch Sadelbaum!
 Karle der is hibsch und fein, der werd wull kin der Junggesell
 sein.
 Schüttel und rüttel usw.

War werd denn do de Jungfer sein? Huch Sadelbaum!
 Hanne die is hibsch und fein, die ward wull kinn de Jungfer sein.
 Schüttel und rüttel usw.

War werd denn do de Kucha bada? Huch Sadelbaum!
 Kusa mit a brêta Knacka werd wull kinn de Kucha bada.
 Schüttel und rüttel usw.

Wer werd denn do de Suppe querdeln? Huch Sadelbaum!
 Wilhelm mit a langa Sterdeln werd wull kinn de Suppe
 querdeln.
 Schüttel und rüttel usw.

War werd denn do de Suppe blofa? Huch Sadelbaum!
 Ferge ei a bloa Hosa werd wull kinn de Suppe blofa!
 Schüttel und rüttel usw.

War werd denn do zu Bette loichta? Huch Sadelbaum!
 August mit senn langa Toitscha werd wull kinn zu Bette
 loichta.
 Schüttel und rüttel a gala Kli, o weh, o weh, 's werd immer
 grün, hîr ich an Vogel feifa,
 O weh, o weh, o weh, der Vogel fefft nimmeh.

Traugott Menzel:

Do möcht mer wull amåll a Pår Rättsel aufgahn, ich war a Anfang
 mache.

Rätselspiel:

- Frage: Was für eine Jungfer ist ohne Popf?
Was für ein Turm ist ohne Kopf?
- Antwort: Die Jungfer in der Wiege ist ohne Popf,
der babylonische Turm hat keinen Kopf.
- Frage: Was für eine Straße ist ohne Staub?
Welcher grüne Baum ist ohne Laub?
- Antwort: Die Straße auf der Oder ist ohne Staub,
der grüne Tannenbaum ist ohne Laub.
- Frage: Was für ein König ist ohne Thron?
Was für ein Knecht hat keinen Lohn?
- Antwort: Der Zaunkönig ist ein König ohne Thron,
der Stiefelknecht hat keinen Lohn.
- Frage: Was für ein König ist ohne Land?
Was für ein Wasser hat keinen Sand?
- Antwort: Der König der Karte ist ohne Land,
das Wasser in den Augen ist ohne Sand.
- Frage: Was für eine Schere hat keinen Schneid?
Was für eine Jungfer geht ohne Kleid?
- Antwort: Die Krebschere hat keinen Schneid,
die Jungfer in dem Meere die hat kein Kleid.
- Frage: Welches Haus hat weder Holz noch Stein?
Welcher Strauß hat kein Blümelein?
- Antwort: Das Schneckenhaus hat weder Holz noch Stein,
der Strauß an dem Wirthshaus hat kein Blümelein.
- Frage: Welches Feuer hat keine Hitze?
Und welches Messer hat keine Spitze?
- Antwort: Ein abgemaltes Feuer hat keine Hitze,
ein abgebrochenes Messer hat keine Spitze.
- Frage: Was für ein Herz tut keinen Schlag?
Und was für ein Tag hat keine Nacht?
- Antwort: Das Pfeffertuchenherz tut keinen Schlag,
der allerjüngste Tag hat keine Nacht.

Oskar Bunzel:

Ich wëß no a Rätsel, war das erröta kân, der kriegt a Pär gebackne Berna:

Was hat keinen Kopf und doch einen Hals?

Und was schmeckt gut ohne Salz und Schmalz?

Frau Opitz: Die Flasche hat keinen Kopf und doch einen Hals,
und alles, was gezuckert ist, schmeckt ohne Salz und Schmalz.

Oskar Bunzel: Nê, do bûn iech nie zufriede, das wës iech besser.

Klara Kobelt: Iech wëß an bessere Antwort drûf:

Die Flasche hat keinen Kopf und doch einen Hals,
ein Kuß von einen roten Mund schmeckt ohne Salz und Schmalz,

Oskar Bunzel: A su is richtig, die söl o a Pär Berna kriega, iech

wëß aber jikt kene Riätsel meh, do warn mer och dermiete ussirn.
 Frau Menzel: Sing mer och jikt amal däs Lied: „Spinn, spinn,
 meine liebe Tochter,“ ich hir däs Lied a su garne.
 Goldbach: Däs is o noch a schines Lied, däs wulln mer singa.

Gefang:

Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich geb dir ein Paar Schuh,
 Ja, ja, meine liebe Mutter, auch Schnallen dazu.
 Ich kann nicht mehr spinnen, es schmerzt mich mein Finger
 und tut und tut und tut mir so weh.

Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich geb dir ein Paar Strümpf,
 Ja, ja, meine liebe Mutter, schön Zwickeln darin.
 Ich kann nicht mehr spinnen, es schmerzt mich mein Finger
 und tut und tut und tut mir so weh.

Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich gebe dir ein Kleid,
 Ja, ja, meine liebe Mutter, es wär auch schon Zeit!
 Ich kann nicht mehr spinnen, es schmerzt mich mein Finger
 und tut und tut und tut mir so weh.

Spinn, spinn, meine liebe Tochter, ich geb dir einen Mann,
 ja, ja, meine liebe Mutter, der steht mir wohl an.
 Kann wahrlich gut spinnen mit all' meinen Fingern,
 tut keiner, tut keiner, tut keiner mir weh.

Otto Goldbach: Is werd immer schlimmer, jikt kimmt gár no a
 Hurtbieter zu insem Lichtabend.

Hurtbieter: Guden Obend miteinander! hingarm Ufa und in
 der Helle ies der äla Weiber Stelle und der Jungfern ihr Sit, spricht
 ma. Ne, was hier fer fleißige Leute hôt, däs läßt ma sich gefälln.
 Ja, wenn's ernt Jemand nie wissa sellde, war ieh bien, ich bien der
 Hurtbieter vo Ziegapoischwik. 's ies under kurzem an gräße Hurt,
 de Kratschemtochter vo Klé-Portsdurf nimmt sich a ältsta Suh'n vom
 Plimpelpauer aus Jäber-Poischwik, und do bien ich heute de Hurt-
 gäste eiláda gerieta. Und weil ich hurte, daß hie uba a su lustig zu-
 gieht, do trieb mich die Neuschierde ruff. Jech hà ju hie de schinste
 Gelegenhet, daß iech mich da junge Madeln könnde o genége macha,
 ma kán ne wissa, se könnnda mich geschwinde braucha.

Jhr Maderla, ihr Maderle,
 was námt ihr fer an Mán?
 Nu sprecht euch aus, nu soit mersch ok,
 was wullt'r fer en hán?
 Wie denkt'r über an Schmied asu?

Mädchen: Dar ies zu schwärz und schliät glei zu.

Hurtbieter: Wie wiär denn do a Müller sein?

Mädchen: U sulcher Mälwurm — Do pakt ok ein.

Hurtbieter: Nu wiär do ni a Bräuer gutt?

Mädchen: Gelt, daß a öllis verkimmeln tutt.

Hurtbieter: Do wullt'r wull an Mäuer hän?

Mädchen: Dar kån uns von Gerüste schlån.

Hurtbieter: Nu sellb's ernt a Bålbier wull sein?

Mädchen: Pfui, dar sêst ins mit'm Schaume ei.

Hurtbieter: Hôt ihr an Drechsler auserfåhn?

Mädchen: Der titt ins ane Nase dråhn.

Hurtbieter: Und wie gefållt euch denn a Schneider?

Mädchen: Dozu fållt ins de Lust nu leider.

Hurtbieter: A Flêscher wiår denn dar nie schån?

Mädchen: A Flêschere sei mer o ni grån.

Hurtbieter: Ihr Maderla, ihr Maderla,
was wullt'r do fer an Mån?

Mädchen: Mer sein no jung — no jung — jung — jung,
mer wulle no kenn nich hän.

Hurtbieter: Ihr Maderla, ihr Maderla,
verpåßt ok nie die Zeit,
Zulezt find't sich kê Freier ei,
wenn ihr su wåhlerisch seid.

Mädchen: Ach Våterla, åch Mutterla,
do half der gnåd'ge Gôt,
daß mer ne ale Jungfern warn
ud åller Sempel Spôt.

Hurtbieter: Wie wårs denn nu do nit am Pauer?

Mädchen: Do sahn mer ålle gewiß nich sauer,
a Pauer is ins ålla recht,
Der Pauerstand, dar ies nich schlecht.

Hurtbieter: Drum, drum ihr Maidla, bestellt mich bei Zeita,
wenn ich sôl der Gåste zu Hurt bita reita,
denn ich bien halt a sihr begiårter Mån,
daß iech bei der Hurt euch behilflich sein kån.

Frau Menzel: Is spinnt ja niemand meh, 's ies wull te Wunder,
denn se vom Heiråta und Hurtmacha hirn, do hôt kês Gedanka uf
wer Arbeit.

Oskar Bunzel: Iech war se glei uf andre Gedanka bringa.
War spricht mer dås anôch?

Hier ist der Schlüssel zum Sack, wo der Hafer drinn stal, wo
das Pferd drauß fraß, wo der Reiter drauf saß, der Reiter wohnt
in der Stadt, gling, glang, gloria, er schaffte sich ein Mädchen an,
die hieß Divat Viktoria, die brachte ihm mit sechstausend, sechs-
hundert, sechs und sechzig Schock sächsische, sechseckige Schuhzwecken.

Oskar Scholz: Na do war ich amål sahn, ob iech dås fartig bringe:
Hier ist der Reiter im Sack, wo der Hafer drinen stal, wo der Reiter
drauf fraß, wo das Pferd drauf saß

Frau Heide: Iist kåns åber gutt sein, mer wert sunst krank ver
Lacha. Sing mer och no wås, mer hän ju dås no nie gesungen:

Gesang:

1. Rädchen, Rädchen, gehe, gehe,
Fädchen, Fädchen, drehe, drehe,
dreh dich, ohne still zu stehn.
Denn im Himmel und auf Erden
kann kein Sonnenstäubchen werden
„ohne Sehn und ohne Drehn“.
2. Wenn auf meinem Gartenbeete
Sonn und Regen sich nicht drehte,
ja da gebs kein grün Gericht.
Wenn um meine Rasenstätte
nie ein Frühlingslüftchen wehte,
„meine Veilchen kämen nicht“.
3. Ohne Drehn und Wirbel klänge
nie ein Verschen, das man sänge,
wär's auch noch so hübsch erdacht.
Und bleibt nachts, statt fortzudrehen,
einst einmal der Himmel stehen,
„ach, da blieb es finstre Nacht“.
4. Drum, du Rädchen, gehe, gehe,
und du Fädchen, drehe drehe,
dreh dich ohne still zu stehn.
Denn es wächst kein Blumenkränzchen,
und es wird kein Wintertänzchen
„ohne Sehn und ohne Drehn.“

Frau Menzel: Do wern mer fertig, nu willn mer aber no a
Feierabend singa, dernoert warn mer Kaffee trinka und ubadruft tun
mer awing tanza.

Oskar Scholz: Do warn mer och jikt a Feierabend vullends
zu Ende singa.

Gesang:

Feierabend werd gesunga, Feierabend werd bal sein!
Was kriega de ala Vätern zum Feierabend?
A Pfeifelein und Tobâk nein,
dâs kriega se, dâs miega se zum Feierabend.

Feierabend werd gesunga, Feierabend werd bal sein!
Was kriega de ala Muttern zum Feierabend?
De Usabank, Gott sei's gedankt,
die kriega se, die miega se zum Feierabend.
Feierabend ward gesunga, Feierabend kân jikt sein!



Gerhard Beuthner

Sitte und Brauch

Schläsche Feste

Lacht de Schläsing wieder
 ei der Frühjährschpracht,
 wird is Königschiffa
 ei der Stadt gemacht;
 Köfman, Fläscher, Bäcker,
 Kratschmer, Schieferdecker
 schiffa no der Scheibe, bumms, doß's kracht.

Wenn de Junisunne,
 ins mit Hitze quäst',
 ziehn de Pauerleute
 naus zum Hähnschlöfest,
 naus zum Ganschtareita,
 wu seit ahla Zeita
 der Hanswurscht de grißta Pussa rest.

Ihs de Ahn eim Bousen,
 logert Schanz of Schanz,
 trän de Howeleute
 ihra Weßekranz;
 und viel hundert Goffer
 jura, wenn der Schoffer
 kauft der Gnäd'ge a irschta Tanz.

Rimmt de Fäsching wieder
 und de Rirm's azu,
 hoot's do tull're Kerle
 ei em Lande wu?
 Zeber Tiesch und Bänke
 giehts ei jeder Schänke,
 's hôt kē Schemmelbeen eim Luche Ruh.

August Richter

Das Tодаustreiben

Am 4. Sonntag in der Mittfaste, am Sonntag Lätare, wird der Tod, d. h. der Tod in der Natur, der Winter, in Gestalt einer Puppe unter Gesängen herumgetragen, zuletzt ausgekleidet und auf die benachbarte Feldmark oder den nächsten Teich, Sumpf oder Bach geworfen oder verbrannt. Dieser Tag heißt in Schlesien gewöhnlich der Tod oder Totensonntag oder von dem nach Vernichtung des Todes zurückgebrachten Sommer, der Sommer-sonntag. Es lag nahe, diesen Gebrauch später mit der Bekehrung der Schlesier zum Christentum, der Überwindung des geistigen Todes, und der Zerstörung der heidnischen Götzenbilder in Verbindung zu bringen.

Am Vorabend vor Sonntag Lätare nach Sonnenuntergang oder am Sonntag vor Sonnenaufgang verfertigen die jungen Leute eine Puppe, die eine Menschengestalt mit ausgebreiteten Armen darstellt, indem sie zwei Stecken zusammenbinden, mit Stroh, Lumpen, Bändern umwickeln und oben darauf eine abgetragene Mütze oder einen alten Hut setzen. Dieser Popanz wird an eine lange Stange befestigt und von den Stärksten unter jauchzendem Lärm und Gesang der andern die Straße entlang getragen. Der helle Haufe singt:

Nun treiben wir den Tod hinaus,
 den alten Weibern in das Haus,
 den Reichen in den Kasten,
 heute ist Mittfaste.

In manchen Gegenden (Leobschütz, Brieg, Ohlau, Strehlen, Haynau) und im Riesengebirge puzen am Totensonntage die erwachsenen Mädchen mit Hilfe der Jungen eine Strohpuppe, die man in Brieg „Todaus“ nennt, mit Frauenkleidern auf und tragen sie der untergehenden Sonne entgegen zum Dorfe hinaus. An der Grenzmark wird sie unter Scherzen und Lachen entkleidet, die Glieder werden in Felsen gerissen und aufs Feld geworfen. Das heißt: „den Tod begraben“. Beim Auszug singt man:

Was tragen wir, was tragen wir?
 a labend'ga Tod begräba mir;
 wir begraben ihn unter die Eiche
 daß er von uns weiche.

Der Winter der ist ein braver Mann,
er läßt den Tod zum Dorf austrân;
wir begraben ihn unter der Tanne,
daß scheint die liebe Sonne.

In der Gegend um Gr.-Strehlitz ist unter dem polnischen Volke noch der Brauch, eine Stroh puppe auf ein Pferd zu setzen und unter Begleitung der Bewohnerschaft an das nächste Gewässer zu führen und sie dort hineinzustürzen. Man nennt diese Puppe Goik und glaubt nach ihrer Vernichtung im kommenden Jahre vor jeder Krankheit geschützt zu sein.

In Glogau sangen die Kinder bis kurz vor 1870 am Vorabend des Sommersonntags:

Der Leiske¹⁾-Tod
der frißt mein Brot,
den Käse läßt er liegen,
die Butter läßt er fliegen,
der Leiske-Tod, der Leiske-Tod!

und warfen die Puppe in die Oder!

In der Wohlauer und Subrauer Gegend warf man den Tod über die Grenze auf die Feldmark des Nachbardorfes. Weil dessen Bewohner durch die Aufnahme des Popenzes Unglück befürchteten, so paßten sie auf, um das Hinüberwerfen zu verhindern, und es entstanden oft dabei Schlägereien. In Thomaskirch, Kr. Ohlau, starben in einem Jahre, in dem man das Tодаustreiben unterlassen hatte, sieben Jungfern. Auch in Volkwitz hatte man früher das Tодаustragen gefeiert, nachher aber einschlafen lassen. Da ist aber im Sommer Seuche und Sterben ausgebrochen, und man hat daher wieder angefangen, den Tod auszutreiben. Danach würde das Tодаustreiben als Vorbeugungsmittel gelten, um sich ein glückliches, sterbefreies Jahr zu verschaffen und den Todesdämon, der namentlich in dem gefürchteten Hochsommer mächtig wird, im voraus „unter die Eiche, unter die Tanne“ zu begraben und zu bannen.

Der unbekannte Verfasser einer schlesischen Schrift über den Totensonntag vom Jahre 1765 erzählt: Wenn die Kinder die zerlumppte Gözenlarve mit Verachtung in das Wasser oder in einen Sumpf geworfen und mit Steinen bedeckt hatten, so hielten sie Rückzug, gleich als ein Wettrennen, im vollen Laufe. Keines sah sich um, als ob sie aus dem brennenden Sodom eilig gingen. Keines wollte das letzte sein, daß es nicht der Tod einhole. Das zuletzt bleibende Kind war dem hellen Spotte der andern ausgefetzt.

Wenn jung und alt den Tod „ausgetrieben“ oder „ausgetragen“ hatte, so begab man sich in den Wald, hieb ein Tannen-, Kiefer- oder Fichtenstämmchen um, schälte es bis auf die Krone ab, puzte

1) Leiske ist eine slavische Todesgottheit.

es mit Bildern, die allgemein „Engel“ hießen, mit Ketten aus aufgefädelten Strohröhrchen, bunten Fleckchen, Papierschnitzeln und Papierrosen, weshalb der Sonntag Lätare auch der Rosensonntag heißt, mit Kränzen aus Wintergrün, sogenannten Winterblumen, mit den alten Eierschalen aus und befestigte oben an der Spitze ein Fähnlein. Ein so gepuztes Bäumchen nennt man „Sommer“ oder „Maie“. Oft bringen sie auch eine andere schön geschmückte Figur zurück, die gleichfalls „Sommer“ oder „Maa“ heißt, in den Dörfern um Leobschütz auch Braut. Jetzt sangen sie:

Nun haben wir den Winter ausgetrieben
und bringen einen frischen, freien Sommer wieder.

Gewöhnlich singen die „Todausgänger“ oder „Sommerbringer“, die heute noch „Sommersingen gehen“ und jedes einen eigenen „Sommer“, einen geschmückten Tannenwipfel, von Haus zu Haus tragen:

Den Tod hab'n wir hinausgetrieben,
den lieben Sommer bringen wir wieder,
den Sommer und den Maien,
der Blümlein mancherleien.

B. Drechsler

Sitte, Brauch und der Volksglaube in Schlessien

Oberschlesische Sitten und Gebräuche zur Saatzeit, bei der Ernte

In vielen Kreisen Oberschlesiens, z. B. Pleß, Rybnik, Beuthen, Cost-Gleiwitz, Groß-Strehlik, Kosel, Leobschütz, Falkenberg usw. sind noch bei der Saat, Ernte und bei andern Veranlassungen auf dem Lande verschiedene Sitten und Gebräuche üblich, die sich auch wohl in Niederschlesien, z. B. Kreis Namslau, Trebnitz usw., mehr oder weniger wiederfinden.

Bei der Hirse-Ausfaat nimmt der Säemann in einigen Ortschaften des Kreises Rybnik ein paar Körnchen Hirse in den Mund, hält sie, während er säet, unter der Zunge und spuckt sie nach Beendigung des Geschäfts auf den Weg. Dadurch wird nach seiner Meinung bewirkt, daß die Sperlinge zur Zeit der Reife der Hirses sich höchstens bis an den Weg, nie aber in die Hirse selbst wagen, diese also verschonen. Wenn im Frühjahr die Knechte zum ersten Male gepflügt haben, werden sie in den Kreisen Leobschütz, Cost-Gleiwitz usw. bei der Heimkehr von den Mägden mit kaltem Wasser begossen, damit die Feldfrüchte bis zur Ernte nicht durch Trockenheit leiden; sobald die Mägde die erste Bürde Gras, sei es geschnitten oder aus dem Getreide gejätet, nach Hause bringen, geschieht ihnen von den Knechten ein Gleiches, auf daß den Gräsern die nötige Feuchtigkeit nicht fehle und das Vieh stets hinlängliches Futter habe.

Kommt der Gutsherr oder sein „Inspektor“ (Verwalter) zur Erntezeit das erste Mal aufs Feld, so wird er in verschiedenen Ortschaften der Kr. Namslau, Falkenberg usw. mit einem Kornseile gebunden und mit folgendem Spruche angeredet:

Ich binde Sie zur Jehr, (Ehre)
 bitte um eine Kanne Bier,
 wär's eine Kanne Wein,
 sollt' ihre Jehre größer sein.

Zu Johanni werden in den Kreisen Leobschütz, Namslau . . . aus Rosen, meistens Feld- und Wiesenblumen, kleine Kränze, ein Viertel Fuß im Durchmesser gewunden, sechs bis acht an einer Schnur gereiht und dann über den Kuhstalltüren oder über dem Eingang des Hoftores unter einem kurzen Gebet oder frommen Vers aufgehängt, damit kein böser Geist einziehe. Bisweilen werden die Schnuren so lang gemacht und der Kränze so viele daran gehängt, daß die Schnur über die Dorfstraße von einem Bauernhofstöre bis zum andern reicht, welche dann über den Weg gezogen und an den beiden gegenüberliegenden Toren in einer Höhe befestigt wird, daß ein beladener Heuwagen bequem darunter hindurchfahren kann. Da diese über die Straße gezogenen und mit Kränzen behangenen Schnuren meist am Anfange eines Dorfes oder einer Gasse angebracht werden, so scheinen auch sie die oben erwähnte Bestimmung zu haben, daß nichts Böses eingehe. Diese mit Kränzen aus Rosen . . . behangenen Schnuren werden Rosentöpfe genannt, wahrscheinlich weil in ihrer Nähe am Johannistage auf die Fenster der Verschönerung wegen Töpfe mit blühenden Rosen gestellt wurden.

Das Abendbrot besteht an diesem Tage in jedem Hause, namentlich in den Bauernhöfen, aus frischgebackenen Semmeln mit Milch. Nach demselben werden hier und da noch die Johannisfeuer, d. h. kleine Gebündchen Stroh oder Astholz, auf Anhöhen und Hügeln angezündet, welche Sitte aus den schlesischen Gebirgsdörfern entlehnt zu sein scheint.

Das reife Getreide wird durchgehends von Männern mit der Sense gehauen. Nur bisweilen, wenn es vom Plakregen, vom Hagel niedergeschlagen und verworren auf der Erde liegt, wird von den Mägden und Weibern mit der Sichel geschnitten. Korn und Weizen werden gehauen, abgerafft und in Gelägen (Gleichen) regelmäÙig hingelegt. Gerste, Hafer, Hirse, Erbsen, Wicken bleiben während des Trocknens in Schwaden liegen. Das Binden und Ernten wird gewöhnlich von denselben Personen, die beim Hauen und Abraffen beschäftigt waren, vorgenommen und richtet sich nach der Witterung, dem Boden usw. Ist das Wetter nämlich schön und das auf sandigem Boden gewachsene Getreide nicht grasreich, so wird es häufig, weil völlig trocken, bald hinter der Sense gebunden und eingeschauert; im entgegengesetzten Falle aber erst noch einige Tage in Garben gebunden und in einzelnen „Mandeln“ zu 15 Garben im Kreuze aufgestellt, bis es

aufgeladen und eingefahren wird. In manchen Gegenden wird es, nur in kleinen Gebünden (5 = 2 Garben) gebunden, in sog. Puppen reihenweis zum Trocknen aufgestellt und dann eingeerntet. Erbsen und Wicken werden nicht erst gebunden, sondern sobald sie trocken sind, lose, wie das Heu, mit Heugabeln aufgeladen und eingeheimst. Nach vollständig beendigter Getreideernte wird von den reichen Gutsbesitzern, namentlich aber von den Dominien das Erntefest gefeiert, wobei es mit geringem Unterschiede fast überall folgendermaßen hergeht:

Von Mädchen wird eine Erntekrone (hier und da nur ein Erntekranz) aus Ähren aller Getreidesorten dergestalt verfertigt, daß der Erntekranz als Unterlage dient, von dem aus zwei halbkreisförmige Bogen kreuzweis übereinandergelegt und oben wie unten befestigt werden. Außer den Getreideähren werden noch verschiedene Blumen, Äpfel, Mandeln, Rosinen, Bonbons, mit Flittergold belegt, hineingeflochten. Diese Krone wird auf einer weißen Schüssel oder in deren Ermangelung auf einem großen Tablett von mehreren nett gekleideten und mit Blumenkränzen in den Haaren geschmückten jungen Mädchen, unter Begleitung aller übrigen Arbeiter, auf das Schloß gebracht und der Herrschaft überreicht, wobei ein Mädchen einen polnischen, eine Mannsperſon einen deutschen Segenswunsch herſagt. Während des Zuges auf das Schloß tragen die männlichen Arbeiter ihre mit Blumen umwundenen Sensen, die weiblichen ebenso unwundene Rechen hoch erhoben und ſingen in feierlicher Stimmung das Te deum oder einen polnischen Choral, z. B. „Wer ſich in Gottes Schutz begibt“, oder ein anderes zur Feier paſſendes Lied. Diejenigen Mädchen, welche die Krone angefertigt und überreicht haben, erhalten von der Herrschaft ein biſweilen recht anſehnliches Geldgeſchenk. Hierauf werden noch einige geeignete Volkslieder geſungen, von der ſchon im voraus beſorgten Muſik einige Tanzſtücke geſpielt und dann noch entweder auf dem Schloßplaze oder auf der Tenne der nächſten herrſchaftlichen Scheuer ein Tänzchen improvisiert. Zum 1. Tanze — meiſt eine Polonaise — wird die gnädige Frau von dem Großknechte, der gnädige Herr oder der Inſpektor von der Großmagd engagiert. Für kurze Zeit beteiligen ſich auch die anderen herrſchaftlichen Beamten und die von dem Gutsherrn zu dem Feſte etwa eingeladenen Gäſte an dem Tanze, hierauf ziehn ſich dieſelben zurück und überlaſſen die heitere Geſellſchaft biſ zu einbrechender Dunkelheit ſich ſelbſt, wo dann das Vergnügen entweder endigt oder biſ 10 Uhr abends im Dorfkretſcham fortgeſetzt wird.

Schleſiſche Provinzialblätter 1865

Hahnschlagen

Im Frühſommer ſollte dieſes Jahr das Hahnschlagen ſein. Da hängen die Kirſchen ſchon verlangend und ſanft gerötet über die Wege und rufen überall: „Junge, komm' rauf.“ Aber das größere Verlangen ging dieſmal auf den Hahnschlag-Sonntag.

Wer wird dieses Jahr Hanswurst sein, der Hasenhannes, der Pechhengst, der Kranes Jusel, der Buchelt Seffla? Wer wird den Hahn fahren, wer wird ihn gewinnen? Wird der Kunert Anton wieder die Ochsen vorspannen und werden wir alle die Straße hinauf mitschreien: „hührott, hott, jüh, jüh.“ Da kann er, der grobe Anton, uns meilenweit mit der Peitsche nachgerannt kommen. Als Puijäh war uns immer der Kranes Jusel am liebsten. Der konnte Gesichter schneiden, als hätte er Maikäfer gefrühstückt und die Lippen so breit verziehen, daß ein paar Schuster darauf tanzen mochten. Da gab es die ganze Woche zu fragen, zu raten.

Endlich war der Sonntag da. Der Kurbon holte die Niederdörfler alle ab und piffte vor jedem Hause den gellenden Wildjägerpiff. Ich stürzte hinaus. Jemand rief hinter mir drein, ich hörte es nicht. Die Rotte zog hinauf zu dem Pläze, wo Sonntags die Schaukeln durch die Luft schwebten und es eine Ehre war, mit dem Kopfe beim höchsten Schwunge in der Luft zu stehen. Dort stand der größte Erntewagen von Kunert schon bereit. Und auch vier Pferde, mit weißen und roten Schleifen am Kopfe geschmückt. Der Wagen war mit Lannenreißern ausgesteckt, und quer lagen schon starke Holzbohlen bereit, den Hahn aufzunehmen.

Da kam auch der Kunert Anton mit den Ochsen über den Dorfbach gelenkt. Oho, vier Ochsen brachte er heute mit, und „jüh und hott“ schrie er schon von weitem. Wollen wir fragen, wo die fünf Ochsen herkommen? sagte der Kurbon Hannes. Aber der Anton schwang verdächtig die Peitsche nach allen Seiten und mochte die Frage gehäht haben, denn er drohte herüber, ehe der Hannes ihm zwei Schritte entgegengesetzt hatte. Aber das gab heute einen Hauptspaß: vier starke Brabanterpferde, vier starke Ochsen, voriges Jahr nur zwei: Ja, der Anton war ein Engel. Seht nur, er macht ein verärgertes Gesicht, als wäre ihm die Funke über die Hosen gegossen worden! Gerne spannte er gewiß die Ochsen nicht vor. Die Kinder, die Rangen! Immer fort würden sie wie mancher Erwachsene schreien: „Anton, wem gehören die fünf Ochsen“, und immerfort mußte er antworten: „Der sechste Uchse froit!“

Jetzt stürzte der Kranes Jusel aus der Gasthaustür, klatschte mit der Holzpritsche und schrie: „Loite, seid ihr alle do?“ „Jo, jo“, schrien wir aus Leibesträften, und schon nahm er den vordersten am Kragen und verknallte ihn und trieb uns in hellen Haufen auf die Straße. Aber kaum hatte er den Rücken gewandt, waren wir schon wieder vor dem Weiterwagen. Denn eben rissen die Mägde die Gasthostür auf, die Musik spielte, und acht der stärksten Männer trugen auf starken Sebebäumen unter entsetzlichem Schreien den Hahn heraus. Er steckte in einem Holzkäfig und schrie jämmerlich sein Kikeriki und sah, wie die acht Riesen sich abmühten und hoben und stemmten und schoben und schremmten. Der Fleischer-Järge zog sich nun die Jacke aus, streifelte sein Hemd herauf, wischte sich mit dem großen, roten Taschentuch den rinnenden Schweiß. Ein anderer schrie: „Lußt ollis runter,

es erdrückt mich.“ Dabei entstellte er sein Gesicht so jämmerlich, als blase er eben sechs Vaterunser aus Angst durch die Backen. Wieder und immer wieder wurde versucht, den Hahn zu heben. Es war schier unmöglich! Endlich schleiften sie das Tier vor den Leiterwagen. Jetzt begann die Hauptarbeit: in die Höhe mit ihm. Wie wurde wieder gejammert, gewettert, der Boden mit den Bäumen geweht, geschoben! Nun war er oben. Ein Jubelgeschrei. Jetzt traten die Pferde und Ochsen in Tätigkeit. Der Anton schrie: „Jüh, hott, hott, jüh“ und fuchtelte mit der Peitsche, daß jeder die krumme Not wahrte. Die Tiere rissen in die Ziehblätter. Es half nichts. Der Wagen knarrte und ächzte. Der Hahn war zu schwer. Der mußte erst gerückt, die Räder geschmiert werden. Alles umsonst. Es war zum Rücken niesen. Kein Rad drehte sich. Denn alle Holzbohlen stachen hinein, und alle Räder waren gehemmt und mit Ketten gefesselt. Nun gelang es, ihn über den Hof zu zerren, über die Brücke auf die Straße zu schleifen.

Nun ging es schneller. Die Musikanten nahmen auf dem Wagen Platz, und bergauf ging es auf die Waldwiese. Noch gab es manchen bösen Auserhalt, da die Musikanten absteigen mußten, die Peitschen und die Stimmen in der Luft um die Wette wedelten: „Ha, jü, ho, nu!“ Der Anton schrie wie ungescheit, der Fusel tanzte auf der Straße einen Polka und schoß auf uns Kinder plötzlich wie ein Kater auf die Mäuse. Manch zartes Kindelein, das er erwischte, zeterte: „Jech hab nisch gemacht, iech hab nich am Rucke gezojn.“ Doch er antwortete nur: „Hier is Hose wie Hacke, Strump wie Niederschuh“ und tatschte darauf los.

Endlich trieb er uns voraus auf die Waldwiese in andauerndem Galopp. Er war Nachtwächter, konnte aber wie ein Taghase laufen.

Auf der Waldwiese empfing er den Zug wie ein Haushofmeister in endlosen Verbeugungen und Verdrehungen, wobei es Püffe nach allen Seiten gab. Die Jungfern und Frauen schrien auf.

Der Hahn wurde abgeladen. Er war noch eisenschwerer geworden, obwohl er ein Ei gelegt hatte. Ja, ein richtiges Ei. Der Fusel schlug es an dem Kopf, auf einen Straßenstein und trank es sofort aus.

Die Musikanten stiegen auf die tannengeschmückte Bühne; das Sacklaufen, das Würstelspringen begann. Am Rande standen die Buden der tausend Herrlichkeiten und die alten Semmelfrauen mit den Paradiestörtchen und Zuckerbrezeln.

Nun ein Musiktsch. Alles lief zusammen. Das eigentliche Hahn-schlagen begann. Der Fusel verband einem Burschen die Augen, tanzte mit ihm herum, reichte ihm einen Dreschflegel, und jetzt tappte der Arme umher, den Topf zu schlagen, während der Hahn am Waldbrand gackerte und seinen ritterlichen Herrn erwartete. Was gab es da für Späße! Gleich am Anfang hätte der Franz Antone bald den Topf geschlagen. Er geht richtig drauf los. Da legt sich der Fusel vor

dessen Beine. Ein Schritt, und der Franz Antone liegt, mit dem Dreschflegel vereint, den er liebevoll umarmt, auf der Wiese.

Am Abend, da sich schon die Sterne im Walde wiegen, gelingt der Schlag dem Schulze Jachim. Er ist Hahnkönig. In Jubel und Musik wird er in den Kretscham geleitet und feierlich vom Jüsel als König begrüßt.

Wilhelm Schrenner

Johannisfeuer

Sunnawend, Sunnawend —
Sternel stiehn am Firmament.
Togs hót jeder siehr zu krebzen,
abends wull'n ber ang tábsen
und mit Tanz und Ringelreihn
juchzen üm a Feuerschein,
horacht, horacht —
hint ihs de Zuhannisnacht.

Sunnawend, Sunnawend —
Liebesleutel, reecht de Händ!
SpringtmitnanderfixdurchsFeuer—
seid'r rein, ihs's ganz geheuer;
hat'r doch was ahngestift,
pact euchs Feuer gáh wie Gift,
Horacht, horacht —
hint ihs de Zuhannisnacht.

Sunnawend, Sunnawend —
u, wie ik das Feuer brennt!
Besenstümpfe schmeißt zusammen—
gelt, das gibt unbändige Flammen!
Immer neue ufs Tapet,
daß se leuchten weit und brêt!
Horacht, horacht —
hint ihs de Zuhannisnacht.

Sunnawend, Sunnawend —
mit der Freede gieht's zu End.
Alle Besen sein derluschen,
schwarze Pöpel hêmzu huschen.
Bei sich denkt wulld jedes Paar:
„Wann betrifft's ock nächstes Jahr.“
Horacht, horacht —
hint ihs de Zuhannisnacht.

Philo vom Walbe

Das Erntekranzlied

Mit lautem Jubel bringen wir
den schönen Erntekranz,
mit vollen Ehren prauget er
viel mehr als Goldesglanz.

Mit scharfem Sens'- und Sichelschlag
ist nun das Feld geleert,
geerntet ist nun auf ein Jahr,
was Gott uns hat beschert.

Die vollen Scheunen strogen nun
von mildem Überfluß,
wir haben wieder auf ein Jahr
den reichlichsten Genuß.

Das Brot schmeckt uns so doppelt gut,
wir wissen, was es heißt,
wenn man's mit saurem Schweiß verdient
in aller Müdigkeit.

Gottlob wir sind gesund und frisch
 trotz unser Arbeit Last;
 das gilt jetzt mehr als Wein und Fisch
 im prächtigsten Palast.

Nun wünschen wir dem Gastwirt Glück
 und schenken ihm den Kranz,
 das ist der Jungfern ihr Meisterstück,
 der schöne Erntekranz.

Wilhelm Schremmer,

Mitteilungen der Schles. Gesellschaft für Volkskunde 1923

Kirmes

De Kirms ies gekumma,
 de Arnt' ies vorbei;
 der Poß tutt schun brumma,
 de Geige stimmt ei.

Klannetta, Trumpeta,
 de Musik ies ganz,
 de Herner, de Flöta,
 se spiela zum Tanz.

Der Kratschem tutt pranga,
 mit Flittern und Wand,
 mit Kränza behanga
 ies Saule und Wand.

Eschampel

Fastnacht

Am Fastnachtdienstag werden an einigen Orten (Dittersbach) Faschingsumzüge veranstaltet. Verkleidete männliche Personen fahren in Papierwagen, den Röhre oder Ochsen ziehen, zu Bekannten, um sich dort bewirten zu lassen. Am Schluß findet sich des Nachmittags die Dorfjugend mit den „Faschingsnarren“ im Kratschem zum Tanze ein.

An Fastnacht essen die Leute Hirse, damit sie das ganze Jahr Geld haben.

An Fastnacht bekommen die Burschen von ihren Bräuten ein Tüchel und Hefeklöße, von denen sie sehr viel essen müssen.

Während der ganzen Faschingszeit werden Brezeln und Pfannkuchen gebacken und gegessen.

Glücks- und Unglückstage, besondere Tage

Am Montag oder Dienstag finden gewöhnlich die Hochzeitsfeiern statt.

Der Freitag gilt als Unglückstag. An ihnen wird nichts Wichtiges begonnen.

Fernere Unglückstage sind: Der 1. April, der 1. August und der 30. September, Petri Kettenfeier, Valentin und der schwarze Sonntag.

Der Sonnabend und Sonntag sind Glückstage.

Am Hauptfeste der 14 Nothelfer, d. i. am Feste des heiligen Christophorus, dem 25. Juli, kommen Wallfahrer in Prozessionen zur 14-Nothelferkirche in Allersdorf. Nach dem Gottesdienste entfaltet sich zwischen den vielen in Allersdorf aufgestellten Verkaufsbuden ein Treiben wie auf einem Jahrmарkte.

In Liebau werden jährlich drei Jahrmärkte und zwar im Mai, August und November abgehalten. In den Jahrmарkstagen wird in den meisten Gasthäusern Tanzmusik abgehalten.

Die Liebauer Schützen Gilde hält alljährlich ein Pfingstschießen ab. Beim Schießhause sind alsdann Schau-, Schieß-, Pасhbuden, Schaukeln errichtet.

Am Sonntag Misericordia Domini wird in Grüssau das Josefsfest abgehalten. Nach dem Gottesdienste entfaltet sich vor der Kirche ein ähnliches Volksfest, wie dies beim Schützenfest beschrieben worden ist.

Ватшовскы, Aus dem Liebauer Tal 1897

Besondere Begebenheiten im Laufe des Jahres

Die Bettelmusikanten kommen

Bløe Hosa, gale Kanta trån die bihmjscha Battelmusikanta.

Der Leiermann

Nudel, nudel, nutt, nutt, nutt, nudel, nudel, Leiersäck-
månne hån mer 'u Feiertåg.

Um Martini

Auf Martini schlacht man feiste Schwein.
Kåte stell of's Tånza ei,
du mußt im Stålle beim Vieche sein.

Rockengehen

Is tunkilt im a Uwastån,
ihr Rockagånger gieht of høm.

Kindestaufe, Kindeserziehung

Sucht beim Taufen jemand durch die Sakristeitür, so wird das
Kind ein Alp. Grünberg

Beim Taufen muß Geld unter das Rissen des Kindes gelegt werden,
dann macht es Gott reich. Eulengebirge

Die Fressgevattern und das Kindelbier dürfen nie fehlen. —

Läßt man ein Kind durch ein Fenster klettern, wird es ein Dieb.
Pfeifen die Mädchen, so weint die Mutter Gottes, und sieben Kirchen
zittern. Breslau, Kreuzburg

Spiele

(Anklänge an alte Opferbräuche)

Ziehe durch, ziehe durch! Durch die goldne Brücke,
sie ist entzwei, sie ist entzwei,
wir woll'n sie lassen flicken.
Mit was? Mit Gras!
Mit Steinelein, mit Beinelein,
die erste muß gefangen sein.

Besprechungsformeln:

1. Für eine Stunde:

Verstocke, verstumme, du frische Wunde,
wache zusammen Fleisch und Bein,
daß es hart werde wie ein Stein.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

* * *

Dreimal sprechen.

2. Zum Blutstillen:

Ich geh' in Jesu Gärtlein,
da stehn drei schöne Blümelein,
eine heißt Parille, Jesus Wille,
und Blut stehe stille.

* * *

Dreimal sprechen.

Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes.

Hochzeitsbräuche in Preußisch-Schlesien

Brautdiener, Hochzeitbitter, Junggesellen, Druschknechte sind gleichbedeutende Namen; und ihr Name ist zugleich der Inhalt ihrer Pflichten, welche sie bei den ganzen hochzeitlichen Feierlichkeiten auszuüben haben. Diese Pflichten sangen schon beim öffentlichen Versprechen an, nachdem sich bereits die Eltern beiderseits über Mitgabe ihrer Kinder und über allseitige Einwilligung zur Heirat besprochen und einen Tag zum öffentlichen Versprechen festgesetzt haben, welches man auch das Kränzelabholen heißt. Segenwärtig (1814) ist auch dieses

mit dem Abholen der Braut zusammengeschmolzen worden und kommt nur als eine Hauptzeremonie zum Vorschein. Der Bräutigam hat das alleinige Recht, die Brautdiener zu wählen, welche die Braut während der ganzen Hochzeit in ihrer Mitte haben, sie beim Essen und Tanzen stets bedienen und den geladenen Gästen nach Ordnung ihres Charakters zum Tanz aufführen müssen. Das ganze Tanzen der Braut am Hochzeitstage besteht nur in einem Gange, der sehr sanft und kreisförmig um die Säule des Wirthshauses nur drei Viertel des Zirkels ausmacht, so, daß man leicht imstande ist, ihn fünf Tage ohne alle Ermüdung fortzutanzten. Derjenige, welcher die Ehre hat, mit der Braut zu tanzen, zahlt für alle nach Belieben, ehemals drei Kreuzer. Daß für diese Summe kein langer Tanz gespielt wurde, versteht sich von selbst; auch müssen ja von Rechts wegen alle Brautleute zu dieser Ehre kommen, folglich darf er niemals lange dauern. Zahlt aber einer mehr, so wird wohl auch ein längerer und schönerer Tanz aufgespielt. Die übrigen Gäste tanzen folglich die ganze Nacht umsonst, bis auf den bräutlichen Ehrentanz. Hinter der Braut tanzen die Brautjungfern, anfangs nach der Reihe von den Brautführern geleitet, bis endlich auch an die Gäste die Reihe kommt.

In der Kirche wird die Braut von den Brautvätern geleitet. Dieser geht rechter, jener linker Hand. Wem der Brautvater seine Ehrenstelle überläßt und dagegen selbst die linke Seite an der Braut einnimmt, der darf es für eine besondere Ehre rechnen. Die Brautdiener gehen voraus, um Winterszeit den Schnee vor der Braut zu beseitigen und ihr einen leichteren Gang zu verschaffen. Ehemals wurde bei Hochzeiten, beim Einladen der Gäste viel geschossen, welches aber durch neuere Verordnungen verboten ist. Auch anstatt des ehemals gebräuchlichen sanften — sogenannten polnischen — Tanzes, werden jetzt (1814) schon häufig lustige deutsche Walzer gespielt; und das ehemalige Heidenken (nur unter Männern nach jedem sanften Tanze gebräuchlich, bestehend in einem Gegeneinanderpringen der in zwei entgegengesetzten Reihen stehenden Männer unter verschiedenen Wendungen der Füße) ist jetzt ganz außer Mode.

Schlesische Provinzialblätter 1865

Hochzeitsbräuche

Am Abend vor dem Hochzeitstage wird der Polsterabend gefeiert. Die erschienenen Gäste werden bewirtet. Dem Brautpaare werden, oftmals von bestimmten Personen, Gedichte aufgesagt und Geschenke überreicht.

Während der Feier werden in dem Hausflur Töpfe so geworfen, daß diese zu Scherben zerbrechen. Je mehr es poltert und je größer die Menge der Scherben ist, desto größer wird das Glück des jungen Paares sein, denn Scherben bringen Glück.

Auf dem Brautfuder dürfen Besen, Brot, Salz nicht fehlen, sonst gelangt das Ehepaar nicht zu Wohlstand.

Am Hochzeitstage muß die Braut den Bräutigam zuerst sehen.

Wenn es der Braut in den Brautkranz regnet, so bedeutet dies Glück und Reichtum.

Das Brautpaar darf nicht mit Schimmeln zur Trauung fahren, sonst wird die Ehe unglücklich.

Die Braut legt sich ein Geldstück in die Schuhe, dann wird sie reich.

Die Braut tritt mit dem rechten Fuß zuerst, ehe dies der Bräutigam tut, über die Kirchenschwelle, damit sie die Obergewalt im ehelichen Leben erhält.

Bei der Trauung muß die Braut dem Bräutigam auf den Knöchel knien, dann bleibt der Mann immer zu Hause.

Wenn zwei Schwestern an einem Tage heiraten, geht es einer gut, der andern schlecht.

Der Braut wird ein nasses Handtuch um den rechten Arm gelegt, damit sie vor langjähriger Krankheit bewahrt bleibe.

Tod

☞ Hört jemand an der Wand das Ticken der Totenuhr, dann stirbt eins aus der Verwandtschaft.

Kurz bevor jemand stirbt, verursacht das Handwerksgerät der Tischler ein unheimliches, lautes Geräusch.

Heult der Hofhund zur Nachtzeit, schreit die Toteneule, stirbt jemand in der Nähe.

Wer über einem Toten weint, muß sterben.

Wenn jemand stirbt, soll der Spiegel im Zimmer verhangen, müssen die Fenster geöffnet, die Uhr in ihrem Gange angehalten werden, sonst hat der Tote im Grabe keine Ruhe.

Gestirne

Beim Fallen einer Sternschnuppe muß man sich schnell etwas wünschen; es geht in Erfüllung. Wer erst überlegt, kann auf solche Erfüllung nicht rechnen.

Beim abnehmenden Mond müssen Krankheiten besprochen werden; sie gehen zurück und weichen.

Bei Neumond ist für künftiges Wachstum zu bitten.

Bei Neumond beschenkt den Bittenden, wenn er spricht: „Neumond, ich grüße dich, laß zu, daß mir in diesem Viertel kein Unglück geschieht, sondern gib mir ein Geschenk.“

Aus den schlef. Bergen

|Handwerksbräuche

• Schornsteinfeger: Der wandernde Geselle kommt ohne Stock in die Stube des Meisters und spricht, an der Tür stehend: „Mit Gunst“. Der Meister antwortet: „Mit Gunst verfeh ich mich.“ Der Geselle sagt: „Ich soll grüßen von allen ehrlichen Meistern und Gesellen, von wo ich komme und wo ich zuletzt gearbeitet habe.“ Er nennt den Ort, zeigt seine Papiere vor.

Meister: „Mit Gunst verseh ich mich“. Der Geselle trägt seinen Namen in das Gesellenbuch ein und erhält ein Geschenk vom Meister und von den Gesellen, und zwar wird das Geld auf die Papiere gelegt, wenn der Meister für den Gesellen keine Arbeit hat. Dann spricht der Meister: „Grüßen Sie mir wieder Meister und Gesellen; ich wünsche Glück zur Reise“.

2. Schlosser: Bei Versammlungen öffnet der Obermeister die Versammlung durch Aufschließen der Ordnungslade mit den Worten: „Mit Gunst, daß ich die Macht habe, die Lade zu öffnen.“ Die Versammlung antwortet: „Mit Gunst“. Wer eine Beschwerde hat, muß sie vor offener Lade vorbringen.

Wird ein Schlosser gefragt, ob er ein Schlosser ist, so antwortet er: „Ein Stück davon“, weil der Schlosser nie auslernt.

3. Müller: Alle Müllergesellen sind untereinander Brüder und duzen sich. Wandert ein Müllergeselle in eine Mühle ein, so legt er Stoc und Bündel auf die Treppe im Mülhause. Die Müllermeister sagen, dem einwandernden Gesellen die Hand reichend: „Willkommen, Geselle!“ und die Gesellen sagen zu ihm: „Willkommen, Bruder!“ Darauf sagt der Einwandernde folgendes: „Einen Gruß von Meister und Gesellen aus N. (letzter Arbeitsort), damit der Meister erfährt, ob der Wandernde „wasserauf“ oder „wasserunter“ kommt. Mit Gunst und Erlaubnis und um des Handwerks willen, Herrn Meister, möcht ich angesprochen haben um Arbeit (oder um ein Geschenk) um Nachtherberge für mich und meinen Kameraden.“ Der Einwandernde erhält das Gewünschte: Geld, Arbeit oder Abendbrot, Nachtquartier oder Frühstück. Der Auswanderungspruch heißt: „Vergelt's Gott, und behüt Euch Gott für erwiesene Freundlichkeit.“

M. d. Schles. Gesellschaft für Volkstunde 1897

Der Alp

Der Alp wechselt gern die kleinen Kinder aus, bringt für ein gesundes ein krankes Kind und dies heißt ein „Wechselbalg“. Man schützt sich gegen den Alp durch folgenden Spruch:

„Alp, du bist geboren wie ein Kalb,
mußt alle Wasser durchbaden,
alle Berge übersteigen
und alle Gotteshäuser meiden.“

Man zeichnet auch mit geweihter Kreide über die Fenster und Türen drei Kreuze.

Der Alp kommt auch nicht in die Stube, wenn man immer die Schuhe so hinstellt, daß die Spizen nach der Türe zu gerichtet sind.

Schutz- und Schadenmittel für Haus und Hof

Geweihete Palmen oder Birkenreisfer, von Bäumen entnommen, die am Fronleichnamsfeste bei den Altären gestanden haben, werden in den Gebäuden aufbewahrt, damit der Blitz letzteren nicht schade. Schwalben, welche an oder im Gebäude nisten, sind gern gesehen, denn in ein solches Gebäude schlägt der Blitz nicht. Auf die Schwelle der Haustür wird ein gefundenes Hufeisen, mit dem Griff nach innen, genagelt, das bringt Glück.

Ist das Gebälk zusammengefügt, so schlägt der Bauherr den ersten Keil zum Verbinden des Gebälks ein, alsdann schlagen auch die übrigen Glieder der Familie Holzkeile ein. Ist das Gebälk eines Hauses vollständig errichtet, so wird ein Nadelholz-Bäumchen, das oft auch mit bunten Papierbändern geschmückt ist, an die vordere Seite des Gebälkes befestigt. Anlässlich dieses „Richtfestes“ gibt der Bauherr einen „Richtschmaus“. Der Polier besteigt den obersten Teil des Gerüstes und spricht einen Spruch. Er erhält dann ein Geschenk (Westensack, Halstuch oder Geld). Beim Schluß des zuerst fertig gewordenen Gewölbes (Fenster usw.) wird der Bauherr zum Einlegen des Schlußsteines hinzugezogen. Zieht jemand in ein neuerbautes Haus, so wird zuerst ein Christusbild, Brot und Salz, in einem Tuch eingehüllt, in das Gebäude getragen, damit die Bewohner des Hauses zu Glück und Wohlstand gelangen. Auch ein Besen und ein Stiefelknecht werden mit zuerst hineingetragen.

M. d. Schles. Gesellschaft für Volkstunde

Um die Weihnachtszeit

Der Winter bricht ein, und die Mädchen suchen ihre Spinnrädchen und Rocken hervor; Rockengänge und Lichtengänge („Zum Lichta gihn“) werden veranstaltet. In Oberschlesien werden sie Rummelabende genannt. Die schönen, auch sehr oft nicht schönen Spinnerinnen kommen in einem vorher bestimmten Hause zusammen. Es wird gesungen, Märchen werden erzählt und Rätsel gelöst. Die Burschen sind natürlich auch eingeladen.

Inzwischen kommt der Andreasabend (30. November). Er wird in den schlesischen Familien gewöhnlich fröhlich und heiter verlebt, namentlich gibt man sich an diesem Abende Mühe, seine Zukunft zu erforschen. Man gießt Blei, d. h. man schmilzt es in einem Blechlöffel und gießt es in ein Gefäß mit Wasser. Aus den dadurch sich bildenden Figuren rät jeder natürlich immer gerade das, was er sich am liebsten wünscht.

Man „schmeißt den Lotschten, den Planklatschten“. Das Mädchen stellt sich dabei mit dem Rücken gegen die Tür und wirft seinen Pantoffel über den Kopf. Steht der Schuh deselben gegen die Tür zu, so kommt es in dem laufenden Jahre noch unter die Haube, weist aber die Ferse nach der Tür, so bleibt es noch unverheiratet.

Dann werden Apfelschalen ganz in derselben Weise geworfen. Wo diese nun hinfallen, haben sie stets entfernte Ähnlichkeit mit einigen Buchstaben, wie lateinisch S, N, M, W, Z. — Daraus sucht man wozu möglich den Anfangsbuchstaben des „Geliebten“ oder der „Geliebten“ zu entdecken, was um so leichter ist, da jedes den gesuchten Namen schon kennt.

Draußen wird es kalt, die Schneeflocken suchen die Erde, und die Saaten hüllen sich in ihr weißes Bett ein. Das schöne Weihnachtsfest ist gekommen. In Oberschlesien läuten die Hirten den „heiligen Abend“ in folgender herrlichen Weise ein. Sie nehmen ihren Herden die Schellen ab und hängen sich dieselben um. Wer keine Schelle hat, nimmt eine Kette oder sonst einen klirrenden Gegenstand. Manche haben alte Trompeten, Kuhhörner oder Hirtenflöten, und sie erregen mit diesen Instrumenten durch das ganze Dorf einen schrecklichen Lärm, ähnlich dem einer Raquemusik. Sie gehen in jeden Bauernhof, erhalten dort Ruchen und Bier von der Bäuerin und machen diesem lauten Treiben erst nach zehn Uhr ein Ende. Ohne Zweifel ist diese Sitte eine sinnreiche Erinnerung an die Freude der Hirten, denen auf dem Felde die Geburt des Heilandes verkündet wurde.

Im Hause besorgt die geschäftige Hausfrau die Festmahlzeit. Wo Herr und Knecht noch zusammen essen, ist man bis zu dem sonst landesüblichen Karpfen noch nicht gekommen, da behauptet der eingefalzene Hering noch seine Rechte. Sobald die Frau Platz genommen hat, darf sie nicht mehr aufstehen, damit ihr die Hühner nicht im nächsten Jahre vom Brüten fortlaufen. Schon während der Mahlzeit sehen die kleinen Kinder bisweilen ängstlich nach der Thür und nach dem Fenster, weil sie jeden Augenblick den „alen Jusuf mit 'm Kehrweibla“ erwarten können. Jedoch die vorsorgliche Mutter hat dahin Anstalt getroffen, daß sie nicht vor der bestimmten Zeit anlangen. Die älteren Familienmitglieder haben dagegen eine andere Sorge, nämlich die, daß auch jeder Kopf seinen richtigen und ihm zukommenden Schatten wirft. Denn wer unglücklich sitzt, daß man den Schatten seines Kopfes nicht sieht, muß sicher darauf rechnen, im Laufe des nächsten Jahres zu sterben. Wer mit Zahnschmerzen geplagt ist, nimmt von dem eben verspeisten Fische den Schwanz und klebt ihn in irgend einen Winkel oder an die Decke der Stube. So lange er dort hängen bleibt, so lange — glaubt man in Oberschlesien — bleiben die Zahnschmerzen fern. Die Tochter besorgt den Tisch und schüttelt zuletzt auch das Tischtuch vor die Haustür, hört dabei aber ganz genau, von welcher Gegend her das Hundegebell kommt, weil sie von dort her auch ihren Freier zu erwarten hat. Die Mägde gehen indessen in den Kuhstall, die Knechte zu den Pferden, und beide sorgen dafür, daß auch das Vieh besseres und mehr Futter als gewöhnlich erhält, damit es auch wisse, daß heiliger Abend ist. Der Hund und der Haushahn bekommen Knoblauch in dem Brote, damit ein jeder in seinem Handwerk tüchtig werde. Von allen Tieren, ja selbst von den Pflanzen glaubt man, daß gewissermaßen

Gottes Gnade über ihnen walte und ihnen während der Mitternacht menschliche Sprache verleihe, damit sie gegenseitig ihre Gedanken und Empfindungen aussprechen können.

Es ist unterdessen spät geworden, und es erscheinen der Jusuſ und das Kehrweibla, in jüngster Zeit mit weniger zahlreicher Begleitung. Der Jusuſ hat einen großen Pelz an, mit der Wolle nach außen, ein Strohseil und eine große klirrende Kette um den Leib gebunden, eine Pudelmütze auf dem Kopfe und eine riesige Keule in der Hand. Das Gesicht, mit Ruß geschwärzt, gleicht allerdings mehr dem eines Satans als eines irdischen Geschöpfes. Das Kehrweibla oder „Christkind“ ist gewöhnlich in weiße Bettdecken gehüllt, hat sein Gesicht verschleiert und in der Hand eine Rute. Es ist sowohl seinem Äußeren als auch seiner sanften, liebevollen Sprache nach das gerade Gegenteil von dem groben und polternden Jusuſ. Letzterer fällt stets in die Stube mit großem Geräusch und spricht beim Aufstehen, wie zur Entschuldigung:

„Holla, holla! Wär' ich bal zur Stube reigefolla.“

Er sucht sich die Knaben auf und heißt sie in herrschendem Tone beten. Sind sie furchtsam, so können sie natürlich vor Angst kein Wort vorbringen. Ja so manches Kind ist vor Schreck gefährlich krank geworden. Ist aber ein lecker und dreister Bursche unter ihnen, der schon eine gewisse Ahnung von der Mummerei hat, antwortet er schnell:

„Vater unser, der du bist . . .
 „er äle Jusuſſ gehiert uff a Mist!“

Das Christkind ermahnt die Kinder zum Gehorsam, zur Gottesfurcht und zur Übung guter Sitten. Es versichert die Kinder, namentlich die Mädchen, daß es von Gott geschickt sei aus dem Himmel und daß es ihnen die Sachen gesendet habe, die da alle auf dem Weihnachtstische liegen. Nachdem die Kinder ihm Gehorsam und Folgsamkeit gegen die Eltern gelobt haben, entfernt es sich mit dem alten Jusuſ, da es noch in viele Häuser zu gehen habe.

Zum Schluß der Feier liest wohl der fromme Vater ein Lied aus dem Gesangbuche oder aus der alten Postille die Predigt auf den heiligen Tag. Bevor die Mutter zu Bette geht, tut sie noch in die hohlen Schalen von Walnüssen Salz und bestimmt für jedes Familienmitglied je eine Schale. Wessen Salz sich nun am nächsten Morgen im Wasser aufgelöst hat, der stirbt unbedingt im nächsten Jahre.

Am Sylvesterabend, Neujahrs-Heiligenabend werden, wie am Andreasabend, Äpfelschalen geworfen und Blei gegossen. Außerdem aber wird noch „geschwommen“, d. h. man nimmt leere Walnußschalen, befestigt in jeder einzelnen ein Stückchen Wachslicht und läßt die sogenannten Schiffe vom Stapel in See (= Waschbeden) gehen. Jeder

anwesenden Person gehört ein schwimmendes Schiffchen. Stößt nun die Schale eines „Freileidigen“ an die einer jungen Dame, so kriegen sie sich.

Leider hat der heute übliche Sylvesterball diesen schönen Vergnügungen ein Ende gemacht.

Schlesische Provinzialblätter 1864

Karfreitag und Oftern, Pfingsten

Sobald der Abend kommt, sucht alles so schnell als möglich das Bett zu erreichen, um ausschlafen zu können, denn am Karfreitag muß jeder ehrliche und richtige Schlesier lange vor Sonnenaufgang aufstehen, um sich „Fließwasser“ zu holen. Die Mädchen eilen mit verschlafenen Augen, blanke Kannen, Töpfe und Milchgefäße tragend, hochaufgeschürzt hinaus an den plätschernden Bach. Keine bietet der Freundin einen guten Morgen, selbst der Geliebte geht wortlos an der Geliebten vorbei. Dem nur, wenn alles stillschweigend geschieht, kann Segen daraus wachsen. Am Bach füllen sie ihre Gefäße und kehren dann schweigend über das getränkte Gras nach Hause zurück. Daheim wäscht sich alles mit frischem Wasser, denn keine Medizin, und wäre sie selbst vom Wunderdoktor, schützt so sicher vor Augen- und Hautkrankheiten. Mit Fließwasser werden Kühe und Pferde gewaschen, Küche und Keller, Stall und Haus gereinigt. Denn sobald das in vorschriftsmäßiger Weise geschieht, befindet sich die Wirtschaft das ganze Jahr über wohl. In ganz besonderem Rufe steht die mit Fließwasser gemachte Butter, zumal die ungesalzene, die gegen jede Krankheit hilft, nur gegen den Tod nicht. Den Grund dafür, daß man dem Karfreitagswasser eine so wunderwirkende Kraft beimißt, habe ich aus dem Munde einer alten Schlesierin erfahren. Es besteht nämlich der Glaube, daß sich in der Mitternachtsstunde alles fließende, lebendige Wasser in Blut verwandle und auf diese Weise das Blut des Heilands Wunder tue.

Im Laufe des Tages widmet eine tüchtige Hausfrau ihre ganze Sorge dem Rindvieh. Sie schlükt das Vieh vor Hexen. Der ganze Stall wird ausgeräuchert. In einen Topf werden brennende Kohlen getan, darauf kommen sieben Schichten verschiedenartigen Kräutigs. Den dichten Rauch können die Hexen nicht vertragen.

So wie für das Vieh, sorgt man am Karfreitag auch für den eigenen Leib. Frisches, heuriges (heuer = diesjährig) Stroh wird in die Betten getan.

Der Sonnabend, an dem gewöhnlich Feiertagskuchen gebacken wird, ist ziemlich frei geblieben vom Aberglauben. Desto merkwürdiger sind die Gebräuche am „heiligen Ofternsonntag“. Frühzeitig wird aufgestanden, um beim Aufgang der Sonne das Osterlamm springen zu sehen. Allgemein glaubt man nämlich, daß sich am Ofternmorgen der Heiland als Lamm körperlich in der Sonne zeige. Diesem, namentlich für kleine Kinder wunderbar anpreisenden und die Sinne reizenden

Schauspiel folgt eine Art ausgelassener Fröhlichkeit, das „Schneekosten“. Schon am Tage vorher flechten sich die jungen Burschen und Mädchen aus dünnen, im ersten Saft stehenden Weidenruten eine Art Popf, die den Namen „Schneekoster“ oder Schmaekoster durch ganz Schlesien trägt. Mit dem ersten Erwachen des Frührotes suchen sich die jungen Leute gegenseitig auf, um sich im Scherz recht derb durchzuprügeln. In einigen Gegenden ist mit dem Schneekosten zugleich ein Begießen mit Wasser verbunden. In manchen Orten findet das Begießen dann statt, wenn die Mägde zum ersten Mal ins Feld nach Grünfutter gegangen sind und am Abend, mit dem vollen Grastuch beladen, zurückkehren.

Nach dem Osterfest bedeckt sich der Wald mit frischem Grün. Die Hexen, die Feuermänner, die Männer ohne Kopf regen sich, denn sie merken die Ankunft des wunderschönen Monats Mai. Sie bereiten sich vor auf die Walpurgisnacht, die wir Schlesier schlicht „Walpersobend“ heißen. Die schlesischen Hexen treiben ihren Schabernack mit dem Vieh oder mit dummen Leuten. Wie immer hütet die Hausfrau den Kuhstall. Die Tür wird fest verschlossen, verriegelt und inwendig noch verbarriadiert mit Schemeln, Kuhstallbesen, Düngerhaken. Darauf legt man vor die Tür frischen Rasen, denn das ist für solche Gestalten ein unübersteigbares Hindernis. Wenn die Hexen nämlich ankommen, können sie nicht eher in den Stall, bis sie die Halme des vor der Tür liegenden Rasens einzeln gezählt haben. Ehe sie nun damit fertig werden, naht die Mitternacht. In vielen Gegenden macht man außerdem auf jede Tür, auf jedes Fenster mit geweihter Kreide drei Kreuze und steckt auf den Düngerhaufen grüne, frisch abgebrochene Zweige, die für das Hexengefindel schlimmer sind als Insektenpulver für Wanzen und Flöhe. In derselben ersten Mainacht stecken die jungen Burschen vor dem Hof, wo ihr Mädchen wohnt, Pfingststangen auf. Das sind hohe, von der Rinde befreite Mastbäume, an deren oberstem Ende ein Richel von herrlichen Bier- und Feldblumen prangt. Hat ein Mädchen mehrere Verehrer, so hat sie, wenn sie am Morgen zum Siebeldach herunterschaut, die Freude, viele solcher Pfingststangen vor dem Tore stehen zu sehen. Alle Jungfern und Mädchen, die weder alte noch junge Jungfern sind, werden dadurch verhöhnt, und verspottet, daß man einen dünnen Pfingststeden, mit einem verdorrten Richel obendrauf, vor ihrem Hofe aufrichtet.

Außer solchen Scherzen zielt man am Pfingstfeste in ganz Schlesien die Wohngebäude mit frischen Reisern, mit Schilf, Rohr und anderem Grün, besonders mit Walnus. Schlesische Provinzialblätter 1864

Rockengänge und Lichtenabende

Wenn früher Frauen und Mädchen zum Lichten gingen und dabei den Rocken in ein Tuch einhüllten, so wollten sie damit sagen: Wir hoffen, nach dem Feierabend eine Tasse Kaffee zu bekommen. Dann sprachen diejenigen, die besucht wurden: Wir müßa a Käter eisperren,

se honn a Roda eigebunden, d. h. wir müssen ihnen etwas vorsetzen. Ging man hingegen mit uneingebundenem Roden zum Lichten, so beanspruchte man keinerlei Bewirtung.

Beim Spinnen hütete man sich, den Flachs oben aus dem Rodenbriefe herauszuspinnen, man spann sich sonst zum Sterbkleide. Auch stehend durfte man nicht spinnen, sonst spann man der Mutter zum Totenhemd. Verliebte Mädchen, deren Schatz in der Ferne weilte, zündeten „Wergpuzen“ an der Schleife an. Ging solch ein Puzen mit steigender Flamme zur Decke hinauf („die Seele schlängelt sich wohl in die Höh!“), so war der Liebste noch wach; verlosch er, so lag er schlafen. Wohin ein brennender Wergpuzen fiel, da saß beim Spinnen eine Braut. War Feierabend, ging jedes mit seinem Begleiter, der den „Rodensteckel“ trug, langsam nach Hause, und es galt für eine Schande, auf dem Heimwege keinen Begleiter zu haben. —

Während der Rodenzeit wurden viele herkömmliche Gebräuche immer wiederholt. Einmal, in der längsten Nacht des Jahres oder zur Fasching, wurde, wie es hieß, ausnahmsweise „die ganze Nacht hindurch gespinnen“, in Wirklichkeit jedoch wenig oder gar nicht: man feierte ganze oder lange Nächte, wie heute die Redensart fortlebt. An diesem Abende erschienen die Töchter und Mägde — oft hatten beide getrennte Rodstuben — in ihren „guten“ Kleidern; auch der Spinnroden und das Spinnrädchen waren mit bunten Schleifen verziert. Jeder brachte gewöhnlich etwas zum Abendbrote mit, oder die Rodstubenmutter buk nach getroffener Vereinbarung zu diesem Feste Kuchen, meist Krabbeln oder Krappen, schlesischen Pfannkuchen, am liebsten statt in Butter in Leinöl gesotten und mit „Flaumajschmötisch“ gefüllt. Die „Schebenschüttler“ besorgten das Getränke. Da ging es denn bald lustig zu. Inmitten der Festfreude zeigte sich plötzlich draußen am Fenster ein grausiges Gespenst, ein Totenkopf, aus dessen Augenhöhlen und Mundöffnung feurige Flammen sprühten. (Man bewegte einen ausgehöhlten Kürbis von der Größe eines menschlichen Kopfes, aus dessen Innern ein Talglicht durch angebrachte Öffnungen hindurchleuchtete, auf einer Stange vor dem Fenster hin und her.) Ein anderer vielmals geübter Scherz ist das Aschetopfwurfen. Man wirft einen alten, mit allerlei zerschlagenen Dingen angefüllten Topf plötzlich hoch im Bogen zur Stubentür herein, so daß er zerspringt, und ruft: Do breng ich euch a Aschatöp; sein gebäta, on bäd mers Löch! — Daraufhin beeilt man sich, denjenigen, der den Topf warf, zu verfolgen und mit Wasser zu begießen, woraus sich manchmal eine recht ergötzliche Jagd entspinnt. Dieses Topfwurfen soll ursprünglich das Gedeihen des Flachs besördern; je höher der Topf geworfen wird, desto höher wird auch der Flachs, und die Asche schützt gegen Erbsflöhe.

Eine ähnliche Neckerei ist in der Grafschaft das „Hölzlawerfen“. Sind die versammelten Nachbarinnen im Begriff, mit ihren Spinnroden sich zu entfernen, so wirft wohl eine von ihnen ein Hölzchen in die Stube zurück mit dem Rufe: „Do breng ichs Hölzla, on do wäscht mers Pelzla!“ Hierauf entspinnt sich dieselbe Verfolgung wie beim

Aschetopferwerfen. Vielleicht vertritt dieses „Hölzla“ die Hölzer oder Stangen, die man in den Flachs legt, damit er an ihre Länge heranwache.

In der Rodenstube erscheint auch um Leobschütz die Himmelsziege, seltener Himmelskuh. Eine Magd hat auf ihrem Rücken mittels der Schürzenbänder zwei Stöcke, gewöhnlich lange Stubenbesen, befestigt, die, wenn die Trägerin sich bückt, vorn und hinten überragen. Darüber ist ein Bettuch gebreitet. Die Himmelsziege schaukelt mit dem Oberkörper auf und ab und spricht zu den erschrocken dreinschauenden Spinnerinnen:

Verzage nicht, verzage nicht;
was spinnst du die Zahl am Tage nicht! —

Ähnlich in Ratscher, wo das gespenstische Wesen die „Zampelroll“ heißt, und das im Troppauischen und Glatzischen als Spilladrulla oder Mickadrulle, sonst (Reiße, Reichenbach, Langenbielau) als Spillahöle oder Poppelhöle erscheint. Es birgt sich darunter die Göttin Holle, die sich nach dem Fleiße der Spinnenden erkundigt und den Faulen eine Zahl Spillen hinwirft, die sie binnen gegebener Frist abspinnen müssen. Im allgemeinen ist die Himmelsziege ein guter Geist, der auf Befragen auch Antwort gibt und den Spinnerinnen die Zukunft prophezeit.

Bei der Feier der langen Nacht ist der Höhepunkt der Ausgelassenheit der Rummelabend mit der Rummelstreu. Es werden einige Schütten Roggenstroh, die Streu, ausgebreitet, worauf man sich unter Singen, Scherzen und Juren umherwälzt. Auch „Rummelabend“ und „Rummel“ für ausgelassene Lustigkeit sind sprichwörtlich. Obgleich es von der Landbevölkerung in Abrede gestellt wird, mag dieser Brauch doch zur Verletzung der Sittlichkeit geführt haben. Deshalb wurden die Rodenstuben wiederholt streng verboten.

Schlußfeier der winterlichen Spinnarbeit war der sogenannte Scheideabend, an dem die Spinnerinnen von der Herbergsmutter und vom Spinnradel Abschied nahmen. Diesmal bildeten Bratwürste und Raucherfleisch mit Backobst (schleisisches Himmelreich) das leckere Mahl des Abends, mit dem man in die letzten Tage des Fasching eingetreten war.

Auch kommt man in den Wintermonaten im Gebirge und in der Ebene zum Federschleifen zusammen und feiert beim Abschluß einen Federschleißabend.

P. Drechsler

Sitte, Brauch und Volksglaube, Schlesien

Sitte und Brauch bei der Viehhaltung

Der Mensch soll die Haustiere gut behandeln und ihnen reichlich Futter geben, weil sie ihm, je mehr er ihnen gibt, desto mehr „wiedergän“. Auch die Wachsamkeit des Hundes hängt von dem guten Futter ab, das er bekommt. Denn er ist einerseits dankbar dafür und wacht schon aus Dankbarkeit ordentlich; andererseits macht gutes Futter dem Hunde „Temperment“, d. h. es gibt ihm Mut.

Auf einen guten Gesamtviehstand einer Art geht folgender Brauch: Tritt ein Landwirt in den einem anderen gehörigen Viehstall, welche Art von Vieh er auch enthalte, so pflegt der Besucher, wenn er in Begleitung des Besitzers ist, seinen Eintritt mit dem Wunsche „Viel Glück!“ zu begleiten, auf den der Besitzer sein „Dank schön!“ erwidert. Von einem solchen Wunsche glaubt man in der Tat ein gut Teil des Glückes im Stalle abhängig. Und jeder „Sachverständige“, d. h. jeder, der diesen Brauch kennt, gilt als Neider, wenn er den Glückwunsch unterläßt. Dieser Neid aber ist selbst als Gesinnung schon einem guten Viehstande schädlich. Er wirkt wie ein „Fluch“. Der alte Weihnachtsbrauch, den Tieren vor Weihnachten Brot zu geben, wird oft erwähnt. Die Feier der Geburt des Gottsohnes in einem Stalle erinnert uns daran, daß Gott auch die Tiere seiner Gegenwart würdigte.

Darum verdienen auch die Tiere von Seiten des Menschen eine würdige Behandlung, der auch nur ein Geschöpf Gottes sei, wie eben das Tier. Indem er darum am Abend vor der Geburt des Sohnes Gottes die Tiere an seinem „täglichen Brote“ Anteil nehmen lasse, mache er gleichsam mit ihnen gemeinsame Sache, als Geschöpf mit Geschöpfen. Er erkenne seine eigene Kreatürlichkeit an, aber er erkenne zugleich auch die Tiere als Geschöpfe Gottes an und gebe damit deutlich kund, daß er die Lehre, die er aus der Geburt des Gottsohnes im Stalle ziehen solle, die Tiere würdig zu behandeln, wirklich beherzige. Natürlich ist es ihm dabei nicht allein um diese Beherzigung zu tun, sondern auch um den Lohn, den er im Diesseits oder Jenseits dafür zu ernten hofft, denn daß Gottes Lohn für diesen frommen Brauch nicht ausbleibt, wird dabei immer betont.

Für die Behandlung der Pferde im besonderen haben die Kutscher folgendes Sprüchlein als Grundsatz und gleichsam als Bitte des Pferdes zu beachten:

„Auf dem Geraden will traben ich,
Bergab und bergauf schone mich,
bei der Krippe vergiß mich nicht.“

Hunde und Katzen werden durch gekautes Brot angewöhnt.

Wachsamkeit und Bösartigkeit der Hofhunde glaubt man dadurch zu erzielen, daß man den jungen Hund, den man zum Hof- und Wachdienst bestimmt, am dritten Tage seiner Geburt mit dem Kopfe voran dreimal in die Backofen-Öffnung hält. Ganz sicher meint man seine Absicht aber nur dann zu erreichen, wenn man zuerst dem jungen Tiere gewaltsam die Augen aufreißt und erst dann jenen Brauch vollzieht.

Rinderherden sollen nicht mit Hilfe von Hunden ausgetrieben und auf der Weide gehütet werden, damit nicht etwa eine tragende Kuh von einem Hunde gebissen werde. Beißt nämlich ein Hund eine tragende Kuh, so hat das von ihr geborene Kalb Hundezähne.

*

*

*

Die Furcht der Pferde vor der an sich ziemlich dünnen Peitsche, sowie die Tatsache, daß Pferde vor kleinen Gräben, ja ganz schmalen Straßentrassen scheuen, sucht man aus der Annahme zu erklären, daß das Pferd ein „Vergrößerungsauge“ besitze, weil es bei seiner eigenen Größe sich doch nicht vor so geringfügigen Dingen zu fürchten brauche, die für es ja Kleinigkeiten seien. Man glaubt das willkürlich dadurch bestätigen zu können, indem man ein Pferd durch einen „bloßen“ Strohalm zu beunruhigen vermag, indem man ihm damit vor den Augen herumfährt.

Das starke Heulen der an der Kette liegenden Hunde gilt als schlimme Vorbedeutung: Es wird in kurzer Zeit in der Gemeinde, in der ein Hund stark heult, ein Selbstmord stattfinden, und zwar durch Erhängen. Oft aber beschränkt man das Zeichen nicht auf eine Gemeinde, weil man sonst wohl bald das Aussterben der ganzen Gemeinde befürchten müßte. Man läßt es für einen größeren Bezirk gelten, dessen Grenzen aber nicht angebar sind. Oft glaubt man, daß die angegebene Art des Selbstmordes hochgestellter Persönlichkeiten dadurch vorbe- deutet wird.

Auch der kleine Rauk, die „Tod-Eule“, gilt als Vorbote des Todes: In dem Hause oder in dem Gehöft, wo sie ihr Pfeifen hören läßt, muß bald jemand sterben. Dabei wird aber nichts darüber ausgemacht, ob der Tod „auf natürlichem Wege“ oder durch Selbstmord erfolgt.

Läßt sich in einem Hause oder in einem Gehöfte die gemeine Unke, auch „Feuerkröte“ genannt, sehen oder hören, so bricht hier bald Feuer aus.

Auch der „Feuerhase“ kündigt Feuer an. Und zwar gilt bald jeder Hase, wenn er sich nur einmal in ein Gehöft verläuft, als „Feuerhase“. Es ist dann nicht ein ganz gemeiner Feldhase, sondern ein solcher, der die Fähigkeit hat, Feuer zu speien; und man kann kleine „Feuerbüschel“ um sein Maul herumfliegen sehen. Außer diesem Vermögen, Feuer zu speien, unterscheidet er sich aber durch nichts von den übrigen Gliedern der Feldhasen Art.

Daß auch Razeen vorbebedeutend sein können, ist aus den Jäger- erzählungen genugsam bekannt. Aber nicht allein den Jäger darf und soll sich auf einen Mißerfolg, vielleicht sogar auf ein Unglück gefast machen, sondern jedermann, wenn ihm eine Raze über den Weg läuft. Glaubte jemand also, daß der Weg, den ihm eine Raze kreuzt, zu einem wichtigen Unternehmen führen sollte, hat er irgend etwas Wichtiges vorgehabt und läuft ihm eine Raze über den Weg, den er geht, um sein Vorhaben auszuführen, so tut er am besten, wenn er wieder umkehrt.

In einen eigentümlichen Zusammenhang bringt man alte Jungfern und Mäuse. Die Mäuse können die alten Jungfern nicht leiden, weil diese die Razeen gern mögen, die die ärgsten Feinde der Mäuse sind. Darum gibt es auch überall da wenig Mäuse, wo es viele alte Jung- fern gibt.

Die Fledermäuse hält man für gefährlich, weil sie den Menschen in die Haare zu fliegen suchen und sich darein verwickeln und sogar „festkleben“. Auf dem Lande herrschte die grausame Sitte, sie mit Peitschen aus dem Fluge zu Boden zu schlagen und mit ausgespreizten Flügeln an die Stalltüren zu nageln, oft noch ehe sie durch den Peitschenschlag völlig getötet sind. Ob diese Sitte mit jenem Glauben in Zusammenhang steht, läßt sich mit Sicherheit nicht ermitteln. Angegeben wird es aber. Und zwar hört man eine zweifache Begründung. Die einen geben an, der Verstrickung der Tiere in die Haare vorbeugen zu wollen. Die anderen glauben, Rache nehmen zu sollen für das dreiste Bestreben der Tiere, sich dem Menschen auf den Kopf zu setzen und nur mit Verlust des Haares sich entfernen zu lassen.

Schwalben und Schwalbennester werden als Abwehrmittel des Blitzes angesehen: In das Haus, in dem Schwalben nisten oder auch nur genistet haben, läßt Gott den Blitz nicht fahren, sofern auch nur die Nester erhalten sind. Wird aber ein Schwalbennest in einem Hause mutwillig zerstört, so schlägt sicher zur Strafe der Blitz bald ein.

Mitteilungen der schles. Ges. für Volkstunde

Die Pflingstscheune

Ungefähr bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts wurde am zweiten Pflingstfeiertage in Hermannsdorf, Kreis Jauer, von der Dorfbevölkerung ein Fest veranstaltet, das man die Pflingstscheune nannte. Es bestand in einem Umzug durchs Dorf und endete mit einem Tanzvergnügen auf dem mit Kränzen, Girlanden und Birkenreisern geschmückten Tenne einer Scheune, daher der Name Pflingstscheune. Eine Hauptrolle bei diesem Umzuge spielten zehn junge Burschen, wovon einer den Großkönig, ein anderer den Kleinkönig, ein dritter den Sahnlecker, ein vierter den Pritschenmeister, ein fünfter den Hackenteufel, ein sechster den Raubvies vorstellte, die übrigen vier wurden Pflingstjunker genannt. Bereits acht Tage vorher waren aus dem nahen Mönchswalde von den jungen Burschen zwei hohe Fichtenbäume herbeigeht worden, wovon der eine, nachdem sie beide von den Ästen und der Rinde bis auf die Krone befreit und diese mit bunten Taschen- und Halstüchern geschmückt waren, welche die Dorfmadchen geschenkt hatten, im Hofe des Großkönigs, der andre im Hofe des Kleinkönigs aufgerichtet wurde. Am Nachmittag des erwähnten Pflingstfeiertages versammelten sich die zehn Burschen beim Großkönig, ein jeder, der Raubvies ausgenommen, im Sonntagsanzug, wozu als Kopfbedeckung ein Zylinderhut diente, der am oberen Rande mit einer Menge buntseidener Bänder verzert war, welche über die Krempe und bis über das halbe Gesicht herabfielen. Es erinnert dieser originelle Bänderzierat an die auf dieselbe Art und Weise geschmückten Birchtläuser in Bayern. Der Sahnlecker trug außerdem einen großen hölzernen mit bunten Bändern gepuzten Löffel, der Hackenteufel eine auf dieselbe Weise geschmückte kleine Hacke, der Pritschenmeister eine hölzerne

Pritsche in der Hand. Bei dem darauf folgenden Umzuge, dem sich die gesamte Dorfjugend anschloß, wurde der im Gesicht, an Armen und Händen, Beinen und Füßen schwarzgefärbte und in grüne Lindenreiser eingehüllte Raubvies von den Pfingstjüngern an zwei langen Stricken geführt. Gelang es ihm, sich von seinen Führern loszureißen, so eilte er in wilder Flucht, durch Gräben und Teiche springend, zum nächsten Krämer oder ins nächste Wirtshaus, wo er essen und trinken konnte, so viel und was er wollte, bis ihn seine Führer wieder eingefangen und zurückgebracht hatten, was sich oft wiederholte. In jedem Hofe wurde eingelehrt und in einer Büchse Geld gesammelt, mit welchem die später zum Tanz aufspielenden Musikanten und das Getränk bezahlt wurden. War in einem Hofe der Wirt knauserig und das Geldgeschenk unbedeutend, so machte ihm der Hakenbeutel vor der Haustür ein Loch oder schlug ihm mit der Hake einen Stein aus der Mauer. Die Aufgabe des Sahnleckers bestand darin, in die Wohnungen hineinzugehen, um sich zu überzeugen, daß darin alles sauber und reinlich sei, namentlich ob die Milch- und Sahngefäße sich in sauberem Zustande befänden. Fand er z. B. in einem derartigen Gefäße Fliegen herumschwimmen, so fuhr er schnell mit seinem Löffel hinein, um mit demselben darin herumzurühren. Der Pritschenmeister hatte dafür zu sorgen, daß stets der Weg frei war, weshalb er einen jeden, der sich ihm entgegenstellte, mit seiner Pritsche schlug. Nachdem man auf diese Weise die Runde durchs Dorf gemacht hatte und wieder im Hofe des Großkönigs angelangt war, begann der Tanz, der bis in die Nacht hinein währte. Die Hals- und Taschentücher erhielten der Groß- und Kleinkönig zum Geschenk.

Mitteilungen der schles. Ges. für Volkskunde 1902

Absonderliche Sitten und Gebräuche des oberschlesischen Volkes

Wir fangen also mit dem Weihnachtsfeste an und dem, was drum und dran hängt. Am 13. Dezember, am Tage Luciae, ist Januar, am 14. Februar usw., so daß am heiligen Weihnachtsabend der Dezember an die Reihe kommt. Von da ab geht's rückwärts, so daß am 25. Dezember wieder Dezember ist, am 26. November und so fort bis zum Epiphantias oder Dreikönigstage, welcher wieder den Januar darstellt. Wie nun das Wetter an diesem betreffenden Tage sich darstellt, so stellt es sich dar in dem von diesem Tage zweimal darstellenden Monat. Ist z. B. der 18. Dezember, der den Juli darstellt, bis Mittag klar und heiter, so ist der Juli bis zur Mitte des Monats heiter und schön. Da sich nun jeder Monat zweimal in einem ihn vorstellenden Tage dem Beobachter darbietet, so gibt es für das Wetter des Monats allerlei Verbindungen. Viele Bürger und Bauern schreiben sich genau das Wetter des betreffenden Tages als für den entsprechenden Monat maßgebend auf, viele merken es sich, und die Geschichte vom „Lösen der Monate“ ist

so allgemein verbreitet, daß ich auch die Frage in den kritischen Tagen, die ich an irgend einen Bürger oder Bauern richtete: „Was haben wir heute für einen Monat?“ immer die richtige Antwort erhielt: heute ist Mai oder September (je nachdem). Der Tag Luciae spielt überhaupt eine wichtige Rolle. a) Schneidet man nämlich an diesem Tage einen Kirschenzweig mit Knospen ab, steckt ihn in ein Gefäß mit Wasser und stellt ihn auf den Ofen, so erblühen die Knospen am Weihnachtstage. b) Wird vom Tage Lucia ab an jedem Tage ein Holzseil beiseite gelegt und daraus am heiligen Abend ein Feuer angemacht, so sind die Hexen gezwungen, vor diesem Feuer zu erscheinen, um sich daran zu wärmen. Auf diese Weise haben der Wirt und die Wirtin des Hauses es in ihrer Hand, diejenigen Weiber des Dorfes zu erkennen, vor deren schädlichem, hexenhaftem Einfluß sie sich zu schützen suchen wollen. Nun Weihnachten selbst:

Vor dem Essen wurde unter den Tisch sauberes Stroh gestreut und daraus nach dem Abendbrot kleine dünne Strohhalme gedreht, mit denen die Stämme der Obstbäume im Garten umwunden wurden. Diese Strohseile sieht man noch heute vielfach an den Bäumen.

Das heiratsfähige Mädchen fegte am Weihnachtsabend die Stube verkehrt, d. h., von der Türe beginnend nach dem Innern zu, nahm das Rehricht in ihre Schürze und schüttete es im Hofe aus mit den Worten: Hündchen, Hündchen belle, hin nach meines Liebsten Stelle.

Die Mädchen machten sich auch von irgend welchem erreichbaren Grün kleine Kränze, welche sie unter den Tisch warfen. Nach dem Essen gingen sie mit den Kränzchen in den Garten und warfen sie auf Bäume. Es waren jedem Mädchen nur drei Würfe gestattet. Selang es dem Mädchen, sein Kränzlein in einem dieser drei Würfe so auf den Baum zu werfen, daß es hängen blieb, dann konnte es sicher sein, im nächsten Jahre zu heiraten.

Am heiligen Abend wurde vor dem festlichen Mahl eine Zwiebel zerschnitten in zwölf Schalen, die sich in ihren Hälften bequem ablösten, diese zwölf Schalen wurden mit den Namen der zwölf Monate bezeichnet, in eine jede wurde Salz gestreut, und sie wurden bei Seite gesetzt. Nach dem Abendbrot wurden sie nachgesehen. Die Monatschale, deren Salz bereits zerflossen war, bezeugte den entsprechenden Monat als einen feuchten.

Der Mensch und sein ländlicher Hauskalt

Milch darf nie nach Sonnenuntergang verkauft werden. Soll es durchaus geschehen, dann werden in die Milch ein paar Körnlein Salz hineingetan.

Wenn eine Kuh gekalbt hatte, so wurde in den ersten kritischen Tagen niemandem etwas gegeben, selbst wenn er Feuer aus dem Ofen verlangt hätte. Wurde die Kuh nach dem Kalben zum ersten Mal auf die Weide getrieben, mußte sie Mistgabel und Besen, die vor der Schwelle lagen, überschreiten. —

Ein Vieh, das zum Markte aus dem Stalle hinausgeführt wurde, wurde in der Tür gesegnet. — Junge Gänselein, die aus dem Ei getrocknen waren und zum ersten Mal aufs Gras gelassen werden sollten, mußten ihren Weg durch den Rodschliß der Wirtin nehmen. — Wenn ein Mann ein Stück Vieh zum Markte führte, wollte er bei Leibe keinem alten Weibe begegnen, denn das brachte ihm Unglück. Nur einem Manne wollte er gerne begegnen, sonst kehrte er lieber um. — Kam der Hütjunge oder das Hüt mädchen zum ersten Male von der Weide heim, so wurden sie mit Wasser begossen. Es wurden ihnen auch ein paar Eier gekocht, damit die Kühe recht gelbe Butter erzeugen könnten. — Ein auf der Erde liegender Mensch darf nicht überschritten oder übersprungen werden, sonst hört er auf zu wachsen. — Wird am Tische, der mit Speisen bedeckt ist, oder auf welchem sich Brot befindet, von Schweinen und vom Dünger gesprochen, so wird hinzugefügt: mit Verlaub dieser Gottesgabe. — Wird in irgendeiner Weise in der Rede der Mensch mit dem Tiere verglichen, heißt es „nicht miteinander messend,“ nämlich den Menschen mit dem Vieh.

Begräbnis

Einem im Todestampfe liegenden Sterbenden soll man nicht durch lautes Wehklagen und Schreien den Tod zerreißen. Wenn das geschieht, dann kann er oft lange nicht sterben. Ist er gestorben und ist alles geschehen, was an letzten Leibesdiensten geleistet werden kann, so werden ihm im Sarg außer den Aberresten der Stoffe zu einem Anzug, außer Zwirn, dem Kamm, das Gesangbuch und ein Taschentuch mit in den Sarg gegeben. In die Hand werden ein paar Münzen mit den Worten gedrückt: Das ist für deine Wirtschaft. Die Uhr bleibt stehen, der Spiegel wird verhängt, und über Nacht brennt in dem Zimmer, da der Tote ruht, Licht. Die Bahre wird mit dem Toten drei Mal gehoben, mit dem Leichenwagen wird dreimal angerückt. In der Zeit des Ausläutens, wenn die Glocken am Vormittage nach dem Tode der Gemeinde das Scheiden eines Gemeindegliedes verkündigen, versammelt sich die Familie um den Entschlafenen und betet, um ihn herum knieend. Ist eine Mutter gestorben, so kommt sie in der Nacht noch einmal zu ihrem Kinde. Die Irrelichter sind die Seelen von den Kindern, welche gestorben sind, ehe sie getauft wurden.

H. Kelling,

Mitt. der schles. Ges. für Volkstunde 1902

Hochzeitstanz

Nun ziehen die Paare mit Musik in den Kretscham zum Tanz. Es gibt eine glückliche Ehe, wenn zuerst die jungen Gatten im Brautstaat miteinander tanzen. Früher tanzte in Sprottau der Bräutigam mit der Braut zwei Menuette und eine Polonaise. Dann folgten die

andern Baare. Im Brieger Kreise eröffnete den Tanz das „Brautstückchen“, bei dem die Braut zuerst mit dem Hochzeitsbitter tanzt, sodann mit sämtlichen Burschen. Der letzte führte sie dem Bräutigam zu. Während des Brauttanzes standen die Jungfern mit brennenden Lichtern im Kreise herum. Um Reize beginnt der „Kratschmer“ den Tanz mit der Braut, auch wenn er nicht zu den eingeladenen Gästen gehört. Er tanzt zuerst den Brautreihen, wofür er den Musikanten einen Taler zahlen muß, übergibt dann die Braut dem Stuschma, der ein- oder zweimal mit ihr herumtanzt und sie dann dem nächsten Tänzer „anführt“. Jeder muß den Tanz erkaufen. So geht die Braut von Arm zu Arm, sie darf keinen Tanz versagen. Der Bräutigam gießt währenddessen den Zuschauern Schnaps und Bier ein. Auch in der Sprottau- und Leobschützer Gegend tanzt jeder männliche Hochzeitsgast mit der Braut. Man tanzt gewöhnlich bis zum Morgen.

Eine größere Hochzeit dauert mindestens zwei Tage. Im polnischen Teile kamen am zweiten Tage die Gäste mit der Braut vor das Haus der Bräutigamseltern und begehren durch Vermittelung den Eintritt. Nach einigen Verhandlungen wird die Gesellschaft eingeführt und die Braut von der Schwiegermutter, die ihr Brot und Käse überreicht, empfangen. Die Braut oder junge Ehefrau umarmt diese und bittet um Aufnahme, worauf erstere sagt: „Empfange, Schwiegertochter, das Brot und den Käse, damit du mir in Jahresfrist eine Tochter oder einen Sohn dafür gibst“. Die junge Frau geht mit den erhaltenen Gaben der Schwiegermutter einmal um den Tisch herum, legt Brot und Käse auf ihn nieder, schneidet jenes an, und das Frühstück sowie der zweite Festtag ist eröffnet.

Nach dem Essen wird wieder im Kretscham getanzt. Auch hierin fehlt nicht mancherlei Scherz. So wird in der Gegend von Glogau die Braut plötzlich „fehlerhaft“, sie geht entweder lahm oder ist bucklig, schieligt usw., bis der Bräutigam zur Belustigung der Gesellschaft erkennt, daß es nicht die rechte Braut ist.

Am Abend des zweiten Tages wird nach alter Sitte noch einmal das Brautstückchen gespielt, und es tanzen der Reihe nach alle Jungfern, die sich im Kreise aufstellen, mit der Braut. Jeder gibt ihr zum Abschied einen Kuß und einen „Böhm“ (10 Pf.) Sobald die letzte Jungfer mit der Braut getanzt hat, eilen alle Frauen herbei, decken ihr ein großes Tuch über den Kopf, führen sie in ein Nebenzimmer, schneiden ihr das Kränzchen von der Kappe ab und nehmen sie nun in die Gesellschaft der Frauen auf.

Auch in Niederschlesien pflegt man noch „den Brautkranz auszutanzten.“ Die Brautjungfern tanzen unter dem Absingen des Liedes: Wir winden dir den Jungfernkranz. . . um die Braut, die mit verbundenen Augen einer von ihnen den Jungfernkranz aufsteckt. Dem jungen Ehemanne setzt man dabei eine Mütze auf. Mancherorten wird, gewöhnlich während eines Tanzes, der Braut das Jungfernkranzchen genommen und die Haube aufgesetzt, was bei einer starken und gewandten Braut oft schwierig ist und den Hochzeitsgästen zuweilen viel Freude macht.

Feierlicher ist das Einhauben in Pwinisch-Schlesien am zweiten Hochzeitstage um Mitternacht. Die Mädchen schließen einen Kreis, in dem die Braut mit jeder von ihnen tanzt und, oft unter Tränen, Abschied nimmt. Unter dem Haubenliede löst dann eine Frau der Braut den Kranz vom Kopfe, macht ihr den Kopfputz zurecht und setzt ihr die Haube auf. Die Männer bleiben fern. Darauf führt man die junge Frau zu einem mit Wein und Kuchen bedeckten Tische, der meist in der Mitte des Tanzsaales steht und auch mit brennenden Kerzen geschmückt ist. Die Frauen werden hier traktiert, und jetzt tanzt, während auch die Mädchen sich entfernen, die junge Ehefrau der Reihe nach mit den andern Frauen um den Tisch herum, zuletzt mit dem Bräutigam. Dieser hat sich zu verbergen gesucht; man führt ihn aber herbei und nimmt ihm einen Gegenstand, z. B. die Mütze, ab, damit er für dessen Wiedererlangung das Gelage bezaht.

B. Drechsler, Sitte, Brauch und Volksglaube in Schlesien

Ortsneckereien

Ganz so, wie die Einzelnen sich untereinander necken, so daß wohl in jedem Orte bestimmte Spitznamen vorkommen, geschieht es auch unter Städten und Dörfern. Man weiß ziemlich von allen Orten etwas Lächerliches zu melden. Stehende Beinamen haben die Städte Falkenberg, Löwen und Schurgast sowie die Marktflecken Michelau an der Neiße. Mehrere Dörfer im Kreise Leobschütz haben geläufige Spitznamen: Leißer (Leisnitzer) Lämmel, Schebirner (Schönbrunner) Spinner, Dittmerauer Senseklopper, Femauer Milchsupper, Babitzer Spötvögel (Spottvögel), Gröbnitzer Hofekegel = Hofeknechte, Wernsdorfer Krönenëß = Krähennest, zu Neustadt sein ber nie gewëst. Weil die „Säsker“ (Sabschüker) für Handschuh Hãnschka sagen, heißen sie allgemein: Die Säsker Hãnschka.

Den Bewohnern von Birngrãß bei Greiffenberg, die wenig Wasser haben, reden die aus Langwasser nach: die Birngrãßer Frösche kommen nach Langwasser saufen. Auch die Soppauer im Leobschützer Kreise heißen Frösche; nicht minder beehren sich die Rosener und Raufener mit dieser Bezeichnung; sie sind Grenznachbarn. Die am Bache wohnenden Ernsdorfer wurden von den Reichenbachern Bachhopsfer genannt; man vergleiche Stoppelhopsfer als Spottname der Bauern.

An Pitschen im Kreuzburgischen knüpft sich die Redensart: es geht zu wie im Pitschenkriege. Damit bezeichnet man eine recht wüste und liederliche Wirtschaft.

Oft trifft der Pfeil des Spottes örtliche Verhältnisse. Von Õls sagt man, es habe wie die alte Welt sieben Wunderwerke: 1. Apotheke — ohne Arzneiwaren, 2. Bellevue — ohne Aussicht, 3. Karpathen — ohne Gebirge, 4. Elysium — ohne Götter, 5. Fasanerie — ohne Fasänen, 6. Montplãsir — ohne Vergnügen, 7. Poetensteig — ohne Poeten.

In aller Munde ist die Stadt Patschkau im Neißer Kreise. Man sagt: „Such mich zu Patschte, da hast's nicht weit ins Kaiserliche“, weil Patschkau nahe der österreichischen Grenze liegt. Den Knopf des Patschkauer Kirchturms müssen die alten Jungfern nach ihrem Tode scheuern, und die alten Junggesellen müssen dazu das Wasser herzutragen. Zu einem Langsamen sagt man: Kommst du doch gezogen wie Werner von Patschkau; die geschichtliche Beziehung ist unklar. Und welcher Schlesier kennt nicht die Patschker „Tölen“ und die Neißer „Gäten“. Dohle und Gake sind wie das Wort „Drehlade“ im Schlesiſchen Zeichnungen für weibliche Dummheit.

Wie Breslau dem Schlesier als „Gruß-Brassell“ geläufig ist, so heißt dem Oberschlesier Glogau „Klein-, Hering-, Kraut- oder Nudel-Stöge“. Die Bewohner nennt man „Kaffeesauser,“ die von Neustadt O.-S. „Bablafrasser.“

An alte Verhältnisse erinnert das Sprüchlein:

In Rosenberg Hoffart,
in Lubliniß Not,
in Guttentag Gold.

Bei Trebnitz liegt das Dorf Kummernigt, in der Nähe Oberrnigt. Hierauf der Reim:

Oberrnigt
liegt zwischen Sorge und Kummernigt.
Wer sich dorten will ernähren,
der muß suchen Pilz und Beeren;
tann er aber die nicht finden,
muß er lernen Besen binden.

Von Strehlen und Neurode, wo vier Kreuzer immer noch a Bima sind, sind Sprüche und Lieder wohl allgemein bekannt, ebenso von Grottkau die sogenannte „Grottkauer Vasper“. Gern spottet der Sprachbrauch über die Striegauer Berge: ein Striezel und zwei Quärge — nämlich der Breiteberg, St. Georgenberg und der Spitzberg. Von manchen Orten rühmt man, sie besäßen eine „Weiberfränke,“ d. h. ein Gasthaus, in dem die Männer Pech an den Hosen haben, so von Beuthen O.-S., Deutsch-Lissa im Kreise Neumarkt.

Bekannt ist wegen seines Tabakes Wansen, er dampft überall, und man lobt ihn gerade nicht.

Gibt einer im Spiele, im Ringen oder in einem Wettstreite schon vor Beendigung klein bei, so neckt man: er gibt sich wie Münsterberg. Zur Erklärung wird erklärt: Die Neißer hätten einst die Münsterberger befehdet. Als sie bis an die Mauern von Münsterberg angerückt wären, da hätten sie ihren Feinden nur ein Näfel ($\frac{1}{4}$ Meke) Pulver gezeigt, und sofort hätten die Münsterberger die Tore geöffnet.

Behält einer die kalte Tabakspfeife im Munde, ruft man ihm zu: Heda, du rauchst wohl kalt wie die Woizer Bauern! Man will damit sagen: du bist wohl in solch ärmlichen Verhältnissen wie die Bauern in Woiz unweit von Neiße, ausgewachsen, die sich nicht mehr eine Pfeife Tabak kaufen können.

Die Sprottauer neckt man mit dem „armen Sünder von Sprotte“ und erzählt: Es sollte in Sprottau während der Erntezeit ein armer Sünder hingerichtet werden. Damit das Getreide um den Richtplatz von den Zuschauern nicht zertrampelt werde, verschob man die Hinrichtung bis nach der Ernte und ließ auch den Missetäter, um ihn bis dahin nicht verpflegen zu müssen, frei, nachdem man ihm das Versprechen abgenommen hatte, zu einer bestimmten Zeit wieder zu kommen und seine Strafe zu erleiden. Am festgesetzten Tage strömten die Neugierigen von allen Seiten nach Sprottau, und auch der arme Sünder hatte sich aufgemacht, um seinem Versprechen gemäß, sich in der Stadt zu melden. Als er bemerkte, daß die andern so schnell liefen, sagte er: Eilt doch nicht so sehr! Wenn ich nicht dabei bin, wird aus der ganzen Sache nichts. — Endlich langte er am Stadttore an, zog die Klingel und gab, als der Wächter zum Fenster des Stadtturmes herunterfragte, wer da sei, zur Antwort: „Der arme Sünder von der Sprotte.“ — Jener stieg herab, um das Tor zu öffnen, traf aber den Angemeldeten nicht mehr an.

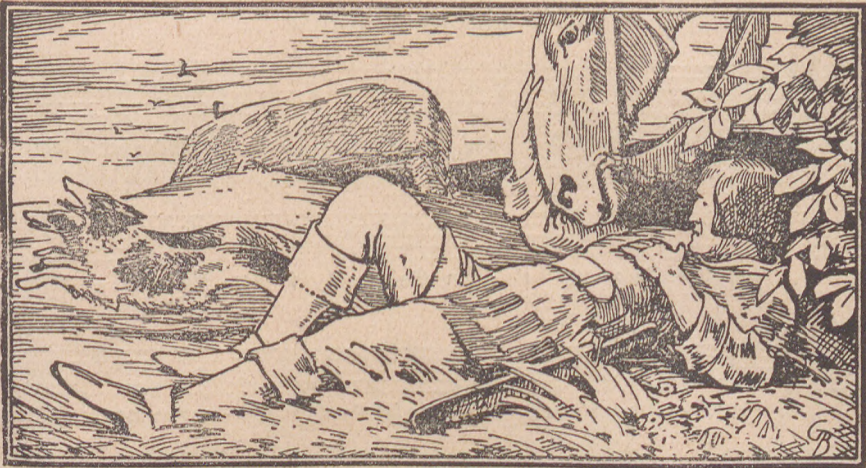
Die Wannsener nennen das Bier von Grottkau „Schächerbier“ und erzählen folgende Geschichte: Ein Wannsener, der in Grottkau zum Jahrmarkt gewesen war und dort Bier getrunken hatte, bekam davon auf dem Rückwege so heftiges Leibschneiden, daß er sich vor Schmerzen in den Straßengraben warf und sich herumwälzte. Wimmernd erhob er sein Haupt und sah vor sich drei Kreuze, woran Christus und die beiden Schächer hingen. Da fiel ihm das gräßlich verzerrte Gesicht des sogenannten verworfenen Schächers auf. „Armer Schelm,“ rief er aus, „du hast gewiß Grottkauer Bier getrunken.“

Such die beiden Oberufer fordern einander heraus.

V. Drechsler, Oberschlesien 1902



Ludwig Wernet



Gerhard Beuthner

Schlesische Volkslieder

Des Ritters Tod

1. Es wollt ein - mal ein ed - ler Herr aus - rei - ten, ein
 schar - fes Schwert droht ihm an sei - ner Sei - ten.

2. Der Herr, der ritt auf einem schmalen Steige, :|
 da saß die Otter auf einem grünen Zweige. :|:

3. Die Otter glänzt mit hellen, bitteren Schmerzen, :|
 sie stach den edlen Herrn in sein jung Herze. :|:

4. Der Herr, der schnitt die Hündlein von dem Bande :|:
 „Lauft, lauft, ihr Hündlein, lauft nun wieder zu Lande!“ :|:

5. Sagt's eurer Frau und eurem Hofgesinde :|:
 Auf grüner Heid werd't ihr mich liegen finden.“ :|:

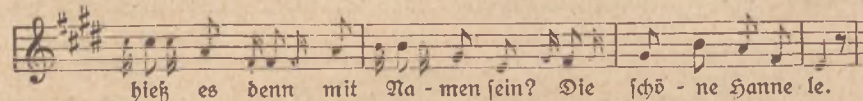
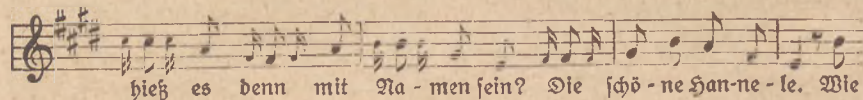
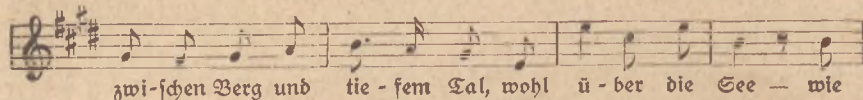
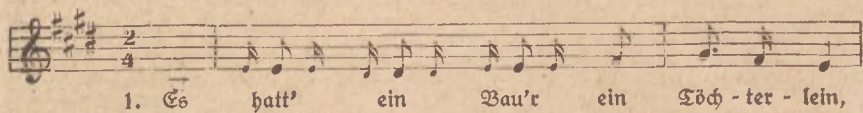
6. „„Willkomm'n, willkomm'n ihr Hündlein von der Straßen, :|:
 wo habt ihr euren edlen Herrn gelassen?““ :|:

7. Der Herr, der liegt auf grüner Heid und faulet, :|
 sein Sattelhoß liegt neben ihm und trauret. :|:

8. Die Frau, die zog ihr Ringlein von dem Finger :|:
 „„Ein' Witwe bin ich, Waisen sind meine Kinder.““ :|:

Hoffmann von Fallersleben-Richter, Schles. Volkslieder

Die schöne Hannele



2. Er ließ' ihr eine Brücke bau'n,
zwischen Berg und tiefem Tal,
wohl über die See —
Darauf soll sie spazieren geh'n
die schöne Hannele.

3. Und da sie auf die Brücke kam,
zwischen Berg und tiefem Tal,
wohl über die See —
Der Wassermann zog sie hinab
die schöne Hannele.

4. Dort unten war sie sieben Jahr,
zwischen Berg und tiefem Tal,
wohl über die See —
Und sieben Kinder sie ihm gebar
die schöne Hannele.

5. Und da sie bei der Wiege stand
zwischen Berg und tiefem Tal,
wohl über die See —
Da hört sie einen Glockenklang
die schöne Hannele.

10. Und da sie in die Kirche kam
zwischen Berg und tiefem Tal,
wohl über die See —
Da neigt sich Graf und Edelmann
vor der schönen Hannele.

6. „Ach Wassermann, ach Wassermann!
Zwischen Berg und tiefem Tal,
wohl über die See —
Laß mich einmal zu Kirchen geh'n
mich arme Hannele.“

7. „Wenn ich dich laß zu Kirchen geh'n
zwischen Berg und tiefem Tal,
wohl über die See —
Du müchtest mir nicht wiedertehr'n,
du schöne Hannele.“

8. „Warum sollt' ich nicht wiedertehr'n?
Zwischen Berg und tiefem Tal,
wohl über die See —
Wer würde mir meine Kinder ernähr'n?
Mir armen Hannele?“

9. Und da sie auf den Kirchhof kam,
zwischen Berg und tiefem Tal,
wohl über die See —
Da neigt sich Laub und Gras
vor der schönen Hannele.



Schön ist die Jugend – sie kommt nicht mehr

1. Schön ist die Jugend bei frohen Zeiten, schön ist die Jugend,
 sie kommt nicht mehr, sie kommt, sie kommt nicht mehr,
 kehrt auch nicht wieder her, schön ist die Jugend, sie
 kommt nicht mehr. Sie kommt nicht mehr.

2. Es war ein Weinstock, und der trug Reben,
 und aus den Reben floß süßer Wein;
 drum sag ich's noch einmal,
 schön sind die Jugendjahre,
 schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr;
 sie kommt, sie kommt nicht mehr,
 kehrt auch nicht wieder her;
 schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr!

3. Ich liebte ein Mädchen, so jung an Jahren,
 ich liebte sie zum Zeitvertreib,
 drum sag ichs noch einmal...

4. Es war ein Rosenstock, und der trug Rosen,
 und aus den Rosen quoll süßer Duft;
 drum sag' ichs noch einmal...

5. Nun hebt die Gläser, ihr lieben Brüder,
 und stoßet an und trinket aus;
 drum sag' ichs noch einmal...

Wilhelm Schrenner,
 Volkslieder aus dem Eulengebirge

Unschuldiger Tod eines Knaben

1. Es liegt ein Schloß in Ö - ster - reich, das ist ganz schön ge -
 bau - et, von Ell - ber und von Gol - de reich, mit
 Mar - mor - stein ge - mau - ert.

2. Darinnen lag ein junger Knab'
auf seinen Hals gefangen
wohl vierzig Klaftern unter der Erd'
bei Ottern und bei Schlangen.

3. Sein Vater kam von Rosenberg
wohl vor den Turm gegangen:
„Ach Sohn, herzallerliebster Sohn,
wie hart liegst du gefangen!“

4. „Ach Vater, lieber Vater mein,
so hart lieg' ich gefangen
wohl vierzig Klaftern unter der Erd'
bei Ottern und bei Schlangen.

5. Der Vater vor die Herren ging,
bat um des Sohnes Leben:
„Dreihundert Taler geb' ich euch,
schenkt meinem Sohn das Leben!“

6. „Dreihundert Taler helfen nicht,
ob ihr sie schon wollt geben;
euer Sohn trägt eine güldne Kett',
die bringt ihn um sein Leben!“

7. „Und trägt er eine güldne Kett',
ist sie doch nicht gestohlen,
ein Jungfräulein hat's ihm verehrt
und teuer anbefohlen.“

8. Man brachte den Knaben aus dem
Turm,
gab ihm die Sakramente:
„Hilf reicher Christ, vom Himmel hoch!
es geht mit mir zu Ende.“

9. Man brachte den Knaben vor's
Gericht
in gar geschwinder Eile:
„Ach Meister, lieber Meister mein,
laßt mir eine kleine Weile!“

10. Eine kleine Weile laß' ich dir nicht,
du möchtest mir entinnen.
Reicht mir ein seiden Tüchlein her,
daß ich ihm die Augen verbinde.

11. „Verbindet mir die Augen nicht,
ich muß die Welt noch schauen;
ich seh sie heut und nimmermehr
mit meinen traurigen Augen.“

12. Sein Vater beim Gerichte stand,
sein Herze wollt ihm brechen:
„Ach Sohn, herzallerliebster Sohn,
den Tod will ich schon rächen.“

Hoffmann-Richter,
Schles. Volkslieder

Krieg bei Ratibor

1. Der Ma-jor der sand-te ei-nen Brief an mich:
sol-len aus-mar-schie-ren, sol-len aus-mar-schie-ren,
aus-mar-schie-ren soll auch ich.

2. Muß verlassen Vater,
Mutter, Liebste mein,
muß marschieren drüben
in das Preußenland hinein.

3. Nach der Grenze reiten
alle Mann für Mann,
aber Furcht und Bangen
hebt in unsern Herzen an.

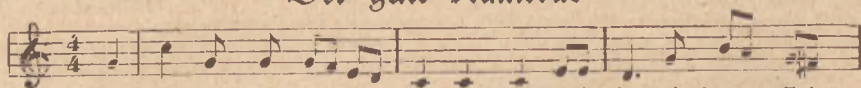
6. Krieg wird sein, und schrecklich
seh ich's ringsum schon;
mehr als eine Mutter
wird verlieren ihren Sohn.

4. Krieg wird sein, und taben
wird's um Ratibor sehr,
Blut wird viel vergossen,
Blut wie Wasser aus dem Meer.

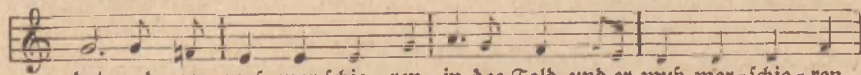
5. Krieg wird sein, und schrecklich
geht es ringsum her:
Glücklich der Soldat dann,
der gesund zu Hause wär'!

Roger,
Volkslieder der Oberschlesier

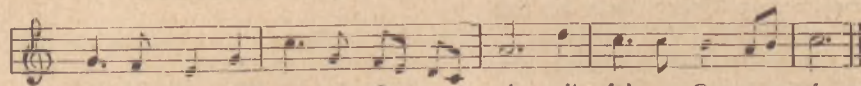
Der gute Kamerad



1. Groß Glo - gau ist ei - ne schön - e Stadt, darin liegt ein junger Sol -



dat, und er muß mar - schie - ren in das Feld, und er muß mar - schie - ren



in das Feld mit sei - nem Ra - me - rad, mit sei - nem Ra - me - rad.

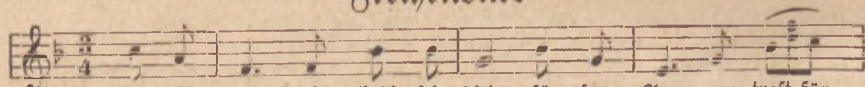
2. Die Mutter weinte bitterlich,
der Vater weinte sehr,
daß so ein junges Blut
von der Welt abscheiden muß.

3. „Ach, Doktor, komm' geschwind
und heile meine Wunden,
mein Lebenslauf ist aus.
Und ich muß ins Leichenhaus.“

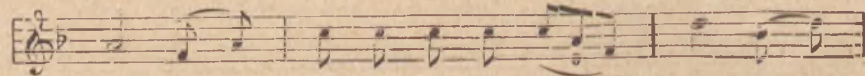
4. „Mit Trommel, Pfeif' und Spieß,
so sollt ihr mich begraben.
Drei Schuß wohl übers Grab,
wie ich's verdienst hab'.“

Wilhelm Schremmer,
Volkslieder aus dem Eulengebirge

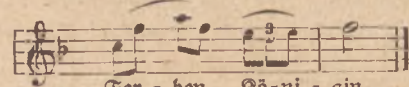
Freiheitslied



1. Hol - des Grün, wie lieb' ich dich, sü - ßer Lu - gen - trost für



mich, denn du bist, so lang' ich Weidmann bin, al - ler



Far - ben Kö - ni - gin.

2. Welche Farbe hat die Pracht,
die sich selbst so reizend macht?
Grün, ach grün ist Wald und Flur
und das Festkleid der Natur.

3. Muhamed war ein Patron,
echte Schönheit kannt' er schon;
denn unter aller Farbenpracht
ihm das Grün nur Freude macht.

4. Hätte ich ein Königreich,
macht' ich's der Natur nun gleich;
müßten alle Mädchen, jung und schön,
grün, auch grün gekleidet gehn.

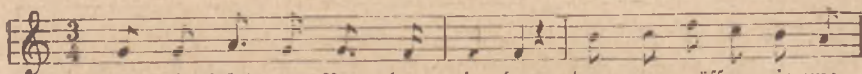
5. Meinen Brüdern in Friedrichshain
soll dies Lied gewidmet sein;
denn sie fochten alle bloß für dich,
für die Freiheit, Freiheit ritterlich.

6. Unter jenem Eichengrün
soll mein letzter Atem ziehn,
leblos werd' ich gleich dahingestreckt,
mich ein grün, ach grüner Rasen deckt.

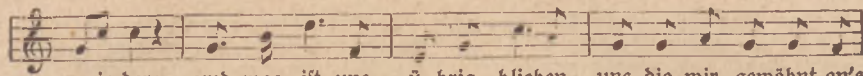
Dieses Lied wurde 1848 und die späteren Jahre viel gesungen.

Wilhelm Schremmer,
Volkslieder aus dem Eulengebirge

Ewig getrennt



1. Führt ein Pfad vom Berg her - nie - der: tren - nen müssen wir uns



wie - der; und was ist uns ü - brig blieben, uns die wir gewöhnt an's



Lieben? Und was ist uns ü brig blieben, uns, die wir gewöhnt an's Lieben?

2. Wenn wir trennen uns mit Schmerzen,
sind betrübt zwei liebe Herzen,
ach! vier Augen werden weinen,
Tag und Nacht die deinen, meinen.

3. Schwarze Augen, werdet weinen,
denn ihr findet nicht die meinen,
dürst es nicht Zeit meines Lebens,
daran denkt ihr nur vergebens.

4. Berg, o Berg, du Himmelsleiter,
meine Lieb' ist weit und weiter,
hinter'm Berge ferne, ferne,
hinter uns der Liebe Sterne!

5. Eine Liebe war's, ja Eine!
Sie verbarg sich hinter'm Steine,
dann im Farrenkraut daneben,
lehrt nie wieder heim ins Leben.

Roger,
Volkslieder der Oberschlesler

Nur sie ist tot



1. Weit ist's in die Welt hi - naus, wei - ter nach der Lieb - sten



Haus, wei - ter nach der Lieb - sten Haus.

2. Sattelt mir mein Pferd wohlan!
daß ich zu ihr reiten kann!

3. Und gesattelt wird's im Nu,
und er eilt der Liebsten zu.

4. Als er kommt zum Hof hinein,
stehet fest das Pferd wie Stein.

5. Mutter steht den Reitersmann:
Steig vom Pferd und komm heran!

6. Von dem Pferde steig ich nicht,
seh' ich doch die Liebste nicht.

7. Deine Liebste siehst du nie,
in der Erde schlummert sie.

8. Müht ich doch das Grab, sofort
ritt ich nach dem Kirchhof dort.

9. Und als er das Grab erschaut,
betet er gar lang' und laut.

10. Mariannchen, Herzchen mein,
sprich ein einzig Wort allein!

11. Ach, wie ist das möglich, wie?
Reden doch die Toten nie.

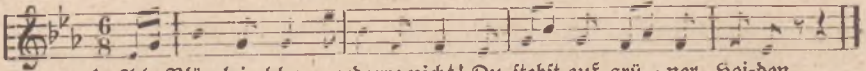
12. Alle Mädchen tanzen nun,
meins nur muß im Grabe ruh'n.

13. Alle gehn bekränzt gar feier,
meins nur ruht im Totenschrein.

14. Alle freut des Frühlings Pracht,
meins nur schläft in Grabesnacht.

Roger,
Volkslieder der Oberschlesler

Ach, Blümlein blau



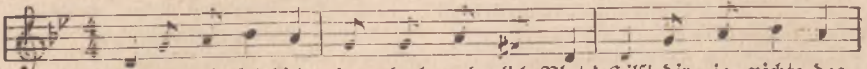
1. Ach, Blümlein blau, verdorre nicht! Du stehst auf grü - ner Hei - den.
Du bist einmal mein Schatz gewest, jetzt aber muß ich dich mei - den.

2. Den Ring und den ich hab' von dir,
den trag' ich an dem Finger:
Du bist einmal mein Schatz gewest
Jehunder aber nimmer.

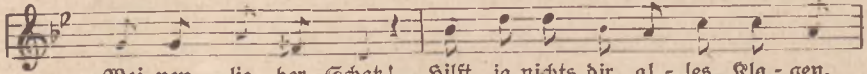
3. Den Gürtel, den ich hab' von dir,
den trag' ich um die Lenden:
du bist einmal mein Schatz gewest,
nun aber hat's ein Ende.

Hoffmann v. F.-Richter,
Schles. Volkslieder

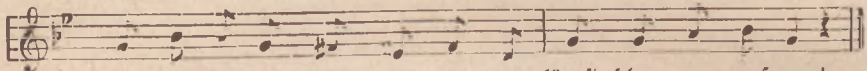
Der letzte Dank



1. Se - he dich, seh dich, nimm doch end - lich Plak! Hilft dir ja nichts das



Wei - nen, lie - ber Schatz! Hilft ja nichts dir al - les Kla - gen,



denn die Pser - de sind am Wa - gen längst schon an - ge - spannt.

Sehen, ja sehen werd' ich mich noch nicht,
danken dem Vater ist noch meine Pflicht.
Dank, o Vater, dir gebühret,
hast zum Guten mich geführt,
wirft es nun nicht mehr.
Sehe dich, seh dich, nimm doch endlich Plak! usw.

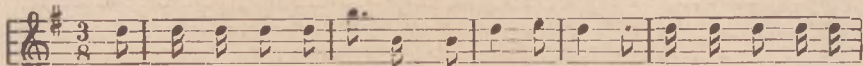
Sehen, ja sehen werd' ich mich noch nicht,
danken der Mutter ist noch meine Pflicht.
Mutter, dank auch dir gebühret,
hast zum Guten mich geführt,
wirft es nun nicht mehr.
Sehe dich, seh dich, nimm doch endlich Plak! usw.

Sehen, ja sehen werd' ich mich noch nicht,
danken den Schwellen ist noch meine Pflicht.
Schwellen, dankend ich euch grüße,
drauf gewandelt meine Füße,
werden es nicht mehr.
Sehe dich, seh dich, nimm doch endlich Plak! usw.

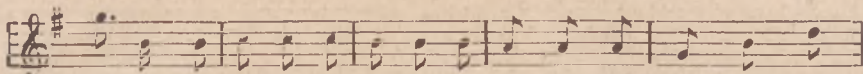
Sehen, ja sehen werd' ich mich noch nicht,
danken dem Löffel ist noch meine Pflicht.
Löffel, nie sei dein vergessen,
hab' so oft mit dir gegessen,
werd' es nun nicht mehr.

Roger,
Volkslieder der Oberschlesier

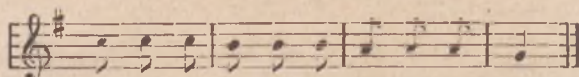
Der kleine, geplagte Mann



1. Es wär a - mál a fleer - ner Mán, he, juch - he! Der wull - de a gru - ßis



Weib - la hán, val - la - dri, val - la - dri, val - la - dri, drum, drum, drum,



val - la - dri, val - la - dri, val - la - dri, drum.

2. Es grüße Weibla wullhe zum Biere giehn, he, juchhe!
Es klene Mannla wullhe miete giehn,
valla dri, valla dri...

3. „Klenes Mannla bleib du derhem, he, juchhe!
Wäsche Schüssel und Teller ren,“
valla dri...

4. Als is grüße Weibla vom Biere kám, he, juchhe!
's klene Mannla säß und spán,
valla dri...

5. „Klenes Mannla, wás hust du getán?“ he, juchhe!
„Ich háb schunt drei Mol ábgespán,“
valla dri...

6. Es grüße Weibla is Ráchtkeckla náhm, he, juchhe!
's klene Mannla ward grün und gál,
valla dri...

7. Es klene Mannla fruch eis Butterfáß, he, juchhe!
guckt a raus, do kriegt da wás,
valla dri...

8. Klenes Mannla rannte eis Rupperhaus, he, juchhe!
Rupper guckte zum Fánster raus,
valla dri...

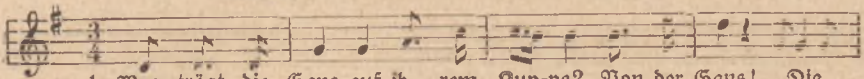
9. „Rupper, iewiel dir od wás sán, he, juchhe!
Niedh hót mei grüßes Weib gefchlán,
valla dri...

10. „Summer Mán, dás darffste mir nie sán, he, juchhe!
Niedh hót mei Weib schunt uft gefchlán,“
Valla dri...

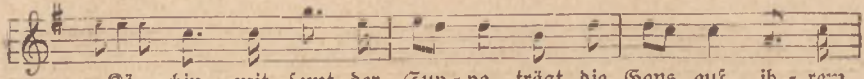
11. Wenn die Weiber wulln ies Rechte hán, he, juchhe!
Do warn mir sie zum Teifel ján!
Valla dri...

Wilhelm Schremmer,
Volkslieder aus dem Eulengebirge

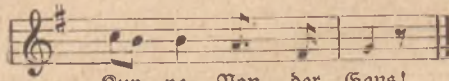
Was alles die Gans trägt



1. Was trägt die Gans auf ih - rem Kup-pe? Von der Gans! Die



Kö - hin mit - samt der Sup - pe, trägt die Gans auf ih - rem



Kup - pe. Von der Gans!

2. Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel?
die Messer und die Gabeln.

3. Was trägt die Gans auf ihrem Kopfe?
eine Jungfer mit dem Popfe.

4. Was trägt die Gans in ihren Augelein?
ein paar schöne Turteltaubelein.

5. Was trägt die Gans in ihrem Krage?
einen Scheffel gedroschenen Hafer.

6. Was trägt die Gans auf ihrem Rücken?
den Bäcker mit samt den Krüden.

7. Was trägt die Gans auf ihren Flügeln?
die Jungfer mit dem Spiegel.

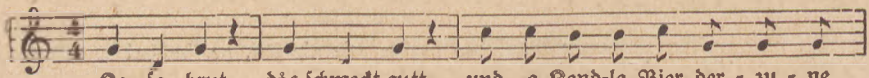
8. Was trägt die Gans auf ihrem Bauche?
den Töpfer mit dem Rauche.

9. Was trägt die Gans auf ihren Beinen?
den Großen mit den Kleinen.

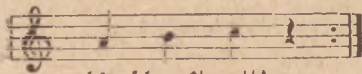
10. Was trägt die Gans auf ihren Füßen?
wer viel Sünden tut, muß viel büßen.

Hoffmann v. F.-Richter, Schlesiſche Volkslieder

Kanon



Ra - sa - brut, das schmeckt gutt, und a Rand-la Bier der - zu - ne,



das schmeckt gutt!

Wilhelm Schremmer, Volkslieder aus dem Eulengebirge

Wenn die Karms wad sein

Wenn die Karms wad sein, wenn die Karms wad sein, da
do geigt der Vä - ter, do tanzt die Mut - ter, do

schlacht mei Vä - ter a Böt, di - di - dil - di - dum, di -
wadelt der Mut - ter der Rot,

di - dil - di - dum, do waf - felt der Mut - ter der Rot!

Wilhelm Schrenmer, Volkslieder aus dem Culengebirge

Wiegenlied

Da droben auf dem Ber - ge da we - het der Wind,
da siht die Ma - ri - a, sie wie - get ihr Kind,

sie wie - get's mit ih - rer schnee - wei - ßen Hand, da - zu braucht

ße kein Wie - gen - band.

Hoffmann v. F. Richter, Schlesiſche Volkslieder

Alles ist vergänglich

1. Al - les ist ver - gäng - lich, wä - ret kur - ze Zeit; die Ar - men und die

Rei - chen müs - sen ein - an - der glei - chen in der E - wig - keit.

2. Keiner wird verschonet,
keiner kommt davon.
König und Prälaten
bitten um Gnaden,
keiner kommt davon.

3. Heut leb' ich in Freiheit
und in Lustbarkeit;
morgen muß ich scheiden,
alle Wollust meiden
in alle Ewigkeit.

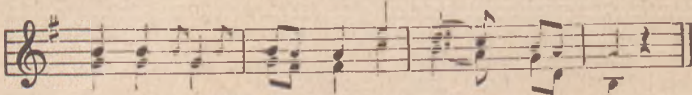
4. Heut geh' ich spazieren
in den grünen Wald,
morgen muß ich erfahren
in den jungen Jahren
meine Todesgestalt.

Hoffmann-Richter, Schlesiſche Volkslieder

Es fangen drei Engel



1. Es san - gen drei En - gel den sü - ßen Ge - sang, sie



san - gen wohl, daß es im Him - mel er - klang.

2. Jesus ging über den Ölberg hinauf,
er weckte wohl seine zwölf Jünger auf:

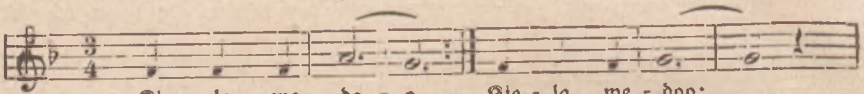
3. Steht auf, steht auf, geht alle mit mir!
Meine Zeiten und Stunden sind kommen herfür.

4. Judas, der Verräter, stand auch dabei,
er wollt' des Herrn Jesus Verräter sein.

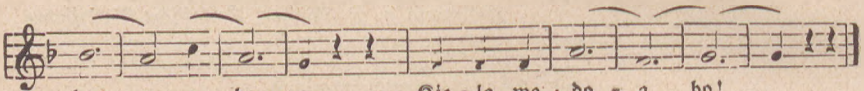
5. Er verriet ihn wohl bis in den Tod,
bis das der liebe Jesus sein Leben beschloß.

Hoffmann-Richter, Schlesiſche Volkslieder

Kiela wedoo



Kie - la we - do - o, Kie - la we - doo;

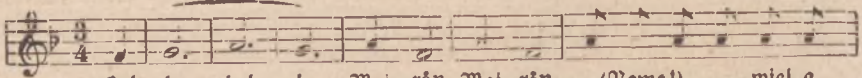


ho - o - a - ho - o. Kie - la we - do - a ho!

Wird beim Weiden des Viehe: meist viele Male hintereinander gesungen und nach Pausen wiederholt.

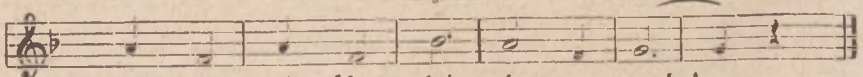
Volkslieder aus dem Eulengebirge

Spottlied der Hüt Jungen



Hel - lo, hel - lo Mai - rân, Mai - rân, (Name!) wiel a

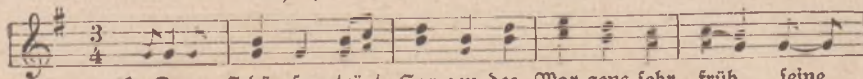
laugt mer



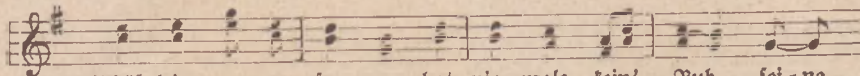
Weib kân, Weib kân, hel - lo a ho!

Volkslieder aus dem Eulengebirge.

Schäfers Leid und Freude



1. Der Schä-fer trägt Sor-gen des Mor-gens sehr früh, sei-ne



Schäf-lein zu ver - sor - gen, hat nie - mals kein' Ruh, sei - ne



Schäf-lein zu ver - sor - gen, hat nie - mals kein' Ruh.

2. Geht abends spät schlafen,
steht morgens früh auf,
und dann kommt's liebe Schächchen
und wedet ihn auf.

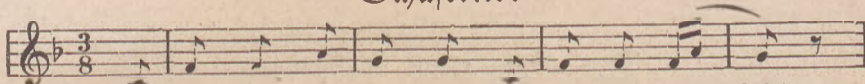
3. Keine Rose, keine Nelke
kann blühen so schön,
als wenn zwei Verliebte
beisammen tun stehen.

4. Kein Feuer, keine Kohle
kann brennen so heiß
als heimliche Liebe,
von der niemand was weiß.

5. Komm, reich mir dein Händchen,
und 's Jawort dazu!
So kommen wir zusammen
und leben in Ruh!

Hoffmann-Richter, Schlesiſche Volkslieder

Schäferlied



1. Seid lu - stig, ihr Schä - fer, seid lu - stig alle Zeit!



Wohl in der Welt, auf dem Feld hab ich mei - ne Freud!

2. Und wenn es des Morgens,
dann treib ich bald aus,
und so treib ich meine Schäflein
zum Schafstall hinaus.

3. Und wenn es um den Mittag,
dann ess' ich mein Brot,
und' gehe ich zum Brunnlein
und leide keine Not.

4. Und wenn es um den Abend,
dann treib' ich bald ein,
und so treib ich meine Schäflein
zum Schafstall hinein.

5. Und wenn ich zum Schächchen geh',
geh' ich allein,
wohl unter ihr Fenster
bei hellem Mondschein.

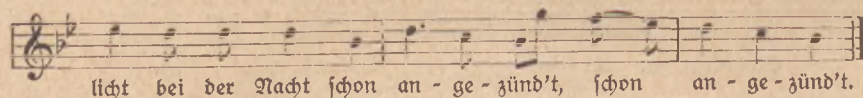
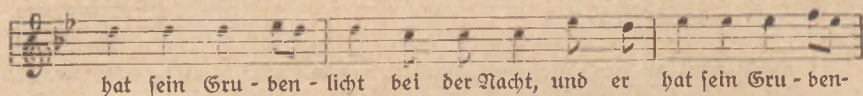
6. „Ach Schächchen, liebes Schächchen,
mach mir ein wenig auf,
mich friert an meine Finger,
der Tau fällt mir drauf!“

7. „Friert dich an deine Finger,
zieh' die Handschühlein an,
da wird dich nicht frieren,
kein Tau fällt darauf!“

8. „Ach Schächchen, liebes Schächchen,
es ist das sechste Mal, daß ich hier steh',
und vielleicht ist's das letzte Mal,
daß ich weg geh'.“

Wilhelm Schrenner, Volkslieder aus dem Culengebirge

Bergmannslied



2. Schon angezünd't, das gibt einen
[Schein!
Und damit fahren wir in den Schacht bei
:|: Ins Bergwerk ein. :|: [der Nacht

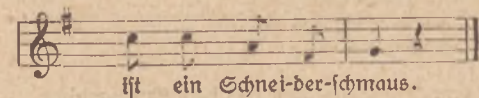
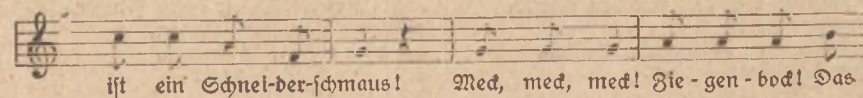
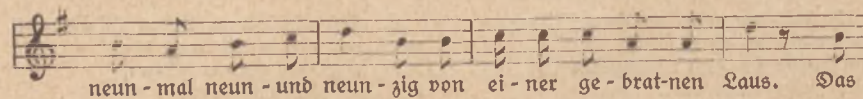
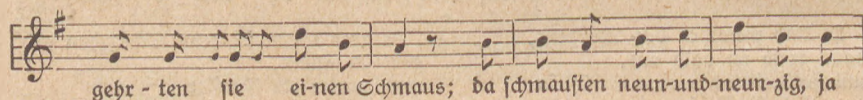
4. Der eine gräbt das Silber, der andere
[das Gold;
und dem schwarzbraunen Mägdelein bei
:|: Dem sind sie hold. :|: [Nacht,

3. Ins Bergwerk hinein, wo Bergleute
[sind,
Die da graben Gold und Silber bei
:|: Aus Felsenstein. :|: Nacht

5. Und kehre ich heim zum Liebchen
[mein,
dann erschallt mein Bergmannsruf bei
:|: Glück auf! :|: [der Nacht

Wilhelm Schrenmier, Volkslieder aus dem Eulengebirge

Der Schneider Jahrestag



2. Als die Schneider gegessen hatten,
begehrten sie einen Trunt;
da tranken neunundneunzig,
ja neunmal neunundneunzig
aus einem Fingerhut.
Das war den Schneidern gut,
med, med, med! Ziegenbock!
das war den Schneidern gut.

3. Als die Schneider getrunken hatten,
begehrten sie einen Tanz;
da tanzten neunundneunzig,
ja neun mal neunundneunzig
auf einer Nadelspiß'.
Das ist ein Schneiderwis!
Med, med, med! Ziegenbock!
das ist ein Schneiderwis!

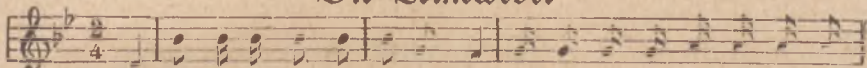
4. Als die Schneider getanzt hatten,
begehrten sie zur Ruh;
da schiefen neunundneunzig,
ja neunmal neunundneunzig
auf einem Halmchen Stroh.
Da war'n die Schneider froh,
Med, med, med! Ziegenbock!
da war'n die Schneider froh.

5. Und als die Schneider schliefen,
da rührte sich eine Maus;
da fuhren neunundneunzig,
ja neunmal neunundneunzig
zum Schlüßelloch hinaus.
Da war'n die Schneider fort,
Med, med, med! Ziegenbock!
da war'n die Schneider fort.

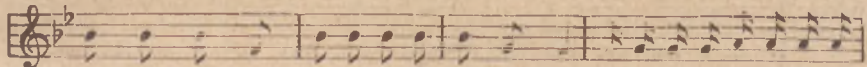
6. Als die Schneider entlaufen waren,
begaben sie sich auf den Weg;
da fielen neunundneunzig,
ja neunmal neunundneunzig
in einen Fliegendreck!
da war'n die Schneider weg!
Med, med, med! Ziegenbock!
da war'n die Schneider weg.

Hoffmann-Richter, Schlesische Volkslieder

Die Leinweber



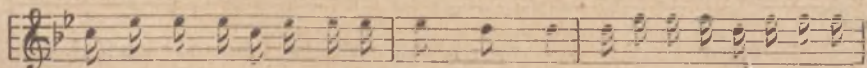
1. Die Leinweber hab'n 'ne ho - he Zunft, al - le - wal - le, al - le - wal - le,



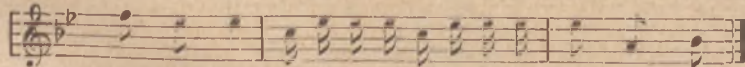
puff, puff, puff! Auf'm Boden ist Zu - sam - mentunft. Al - le - wal - le, al - le - wal - le,



puff, puff, puff! Al - le - wal - le, al - le - wal - le, puff, puff, puff!



Hier ein Viertel, da ein Viertel! Druff, druff, druff! Al - le - wal - le, al - le - wal - le,



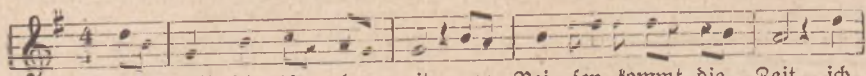
puff, puff, puff! Al - le - wal - le, al - le - wal - le, puff, puff, puff!

2. Die Leinweber sind 'ne lahle Art,
allewalle, allewalle, puff, puff, puff!
Sie kriegen keinen Badenbart.
Allewalle, allewalle, puff, puff, puff! :| :
Hier ein Strähnchen, da ein Strähnchen!
Druff, druff, druff!
Allewalle, allewalle, puff, puff, puff! : : :

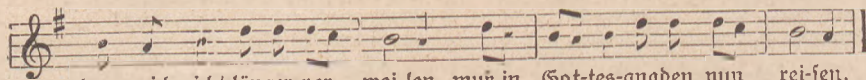
3. Der Leinweber nimmt keinen Zungen
allewalle, allewalle, puff, puff, puff! [an,
Der nicht vier Wochen hungern kann.
Allewalle, allewalle, puff, puff, puff! :| :
Aschegrau, himmelblau!
Druff, druff, druff!

Allewalle, allewalle, puff, puff, puff! :| :
Hoffmann-Richter, Schles. Volkslieder

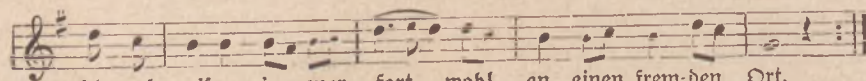
Antritt der Wanderjahre



1. Auf, auf! ich bin be - reit, zum Rei - sen kommt die Zeit, ich



kann mich nicht länger ver - wei - len, muß in Got - tes - gnaden nun rei - sen,



ich muß reisen im - mer - fort wohl an einen frem - den Ort.

2. Ade, ihr Eltern mein,
ich dank's euch zu tausendmal,
die ihr mir habt das Leben
Nach Gott zuerst gegeben,
Gebet mir zu einer Speiß
den Segen auf die Reis'!

3. Ade, ihr Brüder mein!
Lebet wohl zu tausend Mal!
Ihr werdet mich nicht mehr sehen
bei eurer Gesellschaft stehen,
ich muß reisen ganz allein,
ich muß selber mein Bruder sein.

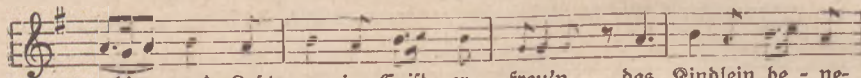
4. Wenn Tau vom Himmel fällt,
damit ist alles wohl bestellt.
Die Vögel in der Höhen,
wenn sie vom Schlaf aufstehen,
singen sie zur größten Freud':
Auf, auf, ihr Wandersleut'!

Hoffmann v. F.-Richter, Schles. Volkslieder

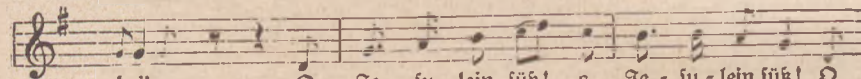
Weihnachtslied



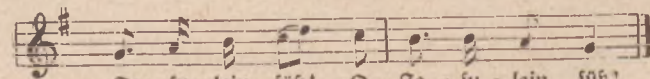
1. Laßt uns das Kinde - lein wie - gen, das Herz zum Krippelein



die - gen! Laßt uns im Geist er - freu'n, das Kindelein be - ne -



bel'n: O Je - su - lein süß! o Je - su - lein süß! O



Je - su - lein süß! O Je - su - lein süß!

2. Laßt uns dem Kindelein neigen,
Ihm Lieb und Dienst erzeigen!
Laßt uns doch jubilieren
und geistlich triumphieren:
: : O Jesulein süß! O Jesulein süß! : :

3. Laßt uns dem Kindelein singen,
ihm unser Opfer bringen!
Ihm alle Ehr' beweisen
mit Loben und mit Preisen!
: : O Jesulein süß! O Jesulein süß! : :

4. Laßt uns sein Händel und Füße,
sein feuriges Herz ein grüßen
und ihn demütig, ich ehren
als unseren Gott und Herren!
: : O Jesulein süß! O Jesulein süß! : |

5. Laßt unser Stimm' erschallen,
es wird dem Kindelein gefallen;
laßt ihm ein Freudelein machen,
das Kindelein wird eins lachen.
: : O Jesulein süß! O Jesulein süß! : |

Hoffmann v. F.-Richter, Schlesische Volkslieder